* Paed. Pr. *
4416
v.

Paed. Pr. Spiegel
4416 v

IIter Preis

für

Xaver Bauer

Schüler der Oberabtheilung

der IIte Classe zu Ottobrunn

Königl. Lokal-Schul-Inspection

[illegible]

Rudolph [illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

pag. 19.

# Goldener Spiegel

zum

Nuzen und Vergnügen

für

Kinder

und

Kinderfreunde,

auf das Jahr 1791.

---

Zofingen und Konstanz,

bey Joh. Frickhardt dem ältern, Buchhändler in Zofingen — und Joh. Heinrich Waser von Zürich, der Zeit Kolonist in Konstanz.

G. n. 3542

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

# Vorrede.

Wir übergeben der lieben kleinen Lesewelt hier ein Werkchen, deßen Zweck ist, zu unterhalten, zu warnen, zu belehren, zu ergözen, und das, wenn es auch kein anderes Verdienst haben sollte, doch wenigstens dadurch sich auszeichnet, daß es — durchaus moralisch ist. Es ist zwar vorzüglich für die frühere Jugend bestimmt, indeßen glauben wir, daß auch mancher Jüngling Nahrung für Geist und Herz darinnen finden werde. Dabey ist das Werkchen keine Zusammenraffung schon gedruckter Aufsäze, einige der Anekdoten ausgenommen, welche aber hier, so wie das Ganze, neubearbeitet sind. Uebersezungen aus den neuesten und trefflichsten Französischen Kinderschriften wechseln mit Originalaufsäzen ab.

Nicht unsere Schuld ist es, daß diese Schrift ohne äußere Pracht, ohne Kupfer erscheint. Schon waren sie bestellt, aber— da das Werkchen noch vor dem Neuen Jahr in Umlauf kommen sollte, konnten sie nicht mehr vollendet werden. Indeßen sind wir ent-

schloßen, wenn dieses Werkchen eines vorzüglicheren Beyfalls gewürdiget werden sollte, daßelbe jährlich durch den Verfaßer fortsezen zu laßen. In diesem Fall wird es immer im Beginne des Oktobers mit den anderen Allmanachen und Taschenbüchern, und zwar mit allem Außenprunk ausgestattet erscheinen. Die Kupfer sollen von Meisterhand gearbeitet seyn, um auch auf dieser Seite dem Werkchen einen anziehenden Werth in den Augen seiner kleinen Leser und Leserinnen zu geben. Der Innhalt wird immer eben so unterhaltend als abwechselnd seyn.

Dieses ist Alles, was wir als Verleger zu sagen haben! Wir empfehlen das Werk und uns!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

**Die Verleger.**

Neue

---

Neue

sittliche Erzählungen, Gedichte, Anekdoten und Charakterzüge, Briefe und Lehren der Weisheit.

---

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA

# I.

## Neujahrslied.

Sey willkommen, neues Jahr,
Alles lächelt dir entgegen;
Selbst der Kinder zarte Schaar
Hoft von deinem Winke Seegen.

Schnell entfieht die goldne Zeit,
Wohl, wohl dem, der sie benüzet,
Und dem Fleiß und Thätigkeit
Aus dem offnen Auge blizet.

Fleiß und Thätigkeit allein
Schaft uns immer frohe Sinnen!
Nimmer, nimmer müßig seyn,
Jagt die Grillen schnell von hinnen!

Grillen aber machen Schmerz,
Machen Tage uns zu Jahren!
Jammer drückt der Männer Herz
Die als Kinder träge waren.

Sey willkommen, neues Jahr,
Gieb zum Guten neue Kräfte.
Jeder, welcher langsam war,
Eile schnell jezt zum Geschäfte!

Wer die Tugend nie geliebt,
Liebe jezt sie heiß, als Schwester!
Jene, die sich oft betrübt,
Knüpfe jezt die Eintracht fester.

Blühe hoch, o Vaterland!
Thätig wollen wir jezt ringen,
Daß wir einst dir durch Verstand
Freude geben, Nuzen bringen!

Seegne liebes neues Jahr
Alle unsre Menschenbrüder;
Jeder, welcher trostlos war,
Werde durch dich heiter wieder!

Seegne unsrer Jugend Saat,
Daß sie reif' in guter Erde,
Und den Aeltern, und dem Staat
Und uns selbst zur Aerndte werde.

# II.

# Neue sittliche Erzählungen zur Nachahmung, Lehre und Warnung.

## I.

## Das unbedachtsame Mädchen.

Ein unbedachtsameres Geschöpfchen lebte wohl nie, als die kleine Lotte war. Kein Tag, keine Stunde gieng vorüber, ohne daß sie sich selbst oder andern durch Unachtsamkeit Schaden zufügte. Ihre Mutter, eine liebe sorgsame Frau hatte ihr tausendmal gesagt: Spiele nicht mit dem Messer! Laß die Scheere liegen! Greif nicht in's Feuer, nicht in's Licht! Wohl folgte sie einige Augenblicke, aber kaum war die Mutter hinweg, so war Alles vergessen, Rath und Warnung und Befehl! So war Lotte. Einst mußte sie einige

Augenblicke allein im Zimmer bleiben. Man hatte ihr die kleine Judith, ihre jüngere, kaum zwey Jahre alte Schwester, übergeben, auf sie Acht zu haben! Aber eine herrliche Aufseherin! Die arme Judith wußte nicht, daß man mit Messern schwer sich verwunden könne. Sie nahm eines in die kleinen Hände spielte damit und .... Lotte half dazu! Auf einmal schrie Judithchen, als faßte man sie bey den Haaren. Blut floß an ihrer Hand herab. Sie hatte sich vier Finger, bis auf die zarte Knöchel verwundet. Unaussprechlich waren ihre Schmerzen und so lange sie lebte, konnte sie die linke Hand nicht mehr gebrauchen, wie vorher.

Das Unglück der Schwester heilte Lotten nicht von ihrer Unbedachtsamkeit. Am folgenden Abend ließ sie eine Stecknadel fallen, nahm, um sie zu suchen, ein Licht, stellte es auf den Boden, und bog sich mit solcher Unachtsamkeit darüber her, daß die Flamme ihre Haube ergriff und augenblicklich der ganze Kopf im Feuer stand. Die Haube war fest angeheftet, man konnte sie nicht losreissen. So ward nicht nur Lottchens schönes Haar

versengt, sondern auch Kopf und Gesicht mit den schmerzhaftesten Brandblattern übersäet. Man fürchtete sogar, sie mögte ein Auge verliehren. Nur mit ausserordentlicher Mühe und Kunst konnte sie geheilt werden. Aber noch hat sie zwo Narben im Gesicht, zur Warnung und zur Lehre: Wie unglücklich man durch Unachtsamkeit in einem einzigen Augenblicke werden könne.

## 2.

## Der unvorsichtige Knabe.

Aber unglücklicher noch als Lottchen, ward Heinrich Walser, der kleine Sohn rechtschaffener Eltern, die ihn zärtlich liebten, und mit äusserster Sorgsamkeit wachten, daß ihm kein Unfall begegne. Aber sie war fruchtlos, diese Sorgfalt. Denn Heinrich hatte das Unglück, so unvorsichtig zu seyn, daß man mit hundert Augen ihn nicht genug bewachen, mit hundert Händen ihn nicht genug leiten konnte — und o es vergieng kein Tag, daß er

nicht Beweise seiner Unachtsamkeit an der Stirne trug. Nur einige Beyspiele!

Rückwärts gieng er einst, aus muthwilliger Laune auf einem Gang, ohne an die nahe Treppe zu denken! Plumps — lag er unten, mit zehen Wunden am Kopf, und schröcklichen Quetschungen am Rücken.

Bald darauf fand er Behagen, auf einem Lehnsessel hin und her sich zu wiegen. Aber er verlohr das Gleichgewicht, der Sessel fiel um, und beynah hätte Heinrich den Hals gebrochen. Auch hier ward er wieder mit Wunden bezeichnet, die ihn hätten warnen sollen für immer.

Aber nur Spielwerk war dieses in Vergleichung mit dem Unglück, das endlich Unvorsichtigkeit noch über sein Haus brachte. Er spielte mit einem kleinen Mädchen um Stecknadeln, und nahm die, die er gewann, in den Mund, statt auf die Seite sie zu legen. Im nämlichen Augenblick sprang sein Lieblingshündchen vom Tisch ihm auf die Achsel, ohne daß er es vorher gesehen hatte. Er erschrack,

schrie und die Stecknadeln stürzten ihm in den Hals hinab, wo sie in die Queere sich legten. Je mehr der Unglückliche sich bemühte, sie mit Gewalt von sich zu geben, desto tiefer drangen sie sich ein. Vergebens versuchte der Wundarzt, sie mit künstlichen Werkzeugen heraufzuholen. Sechs Tage lang litt Heinrich unsägliche Schmerzen — am siebenten starb er unterm Händeringen und Wehklagen seiner guten Eltern, die ihres zärtlichstgeliebten Sohnes beraubt wurden, weil er — unvorsichtig war.

3.

## Der gute Vorsatz.

Es war einmahl ein kleiner Knabe . . . Denn wär er grösser gewesen, so hätte man hoffen dürfen, er würde auch ein wenig weiser gewesen seyn, aber — er war kaum so groß daß er über den Rand des Tisches hinaufsehen konnte. Einst schickte ihn sein Vater, der ein Amtmann auf dem Dorf und ein liebenswürdiger Mann war, in die Schule. Es

war ein schöner Sommertag, kein Wölkchen am Himmel und die Vögel sangen in den Gebüschen ihre lieblichen Gesänge. Rudolf, so hieß der Kleine, wäre statt in die Schule zu gehen, und dort mit seinen Büchern sich einzuschliessen, weit lieber auf den Feldern und in den Gärten herumgesprungen.

O spiele ein wenig mit mir, sagte er zu dem Mädchen, das ihn in die Wohnung des Lehrers begleiten sollte. Aber das Mädchen antwortete: Nein, mein Lieber! Ich habe mehr zu thun, als zu spielen. Wenn du in der Schule seyn wirst, so muß ich in die Stadt zu dem reichen Kaufmann Meister, Wolle zu holen, daß ich spinnen kann mit meiner alten Mutter. Man muß arbeiten, wenn man essen will.

Bald darauf sah Rudolf eine emsige Biene, die von Blüte zu Blüte flog. O sagte Rudolf, ich mögte wohl mit dem kleinen Thierchen spielen . . . Aber das Mädchen antwortete: Für's erste hat die Biene einen Stachel, mit dem sie dich schmerzhaft verwunden könnte, und dann, kleiner Wildfang, hat sie noch mehr zu thun. Sie sammelt Honig in ihre

Zelle — und augenblicklich flog die kleine Honigsammlerin mit schwehrbeladenen Füssen zu ihrem Korbe zurück.

Ein schöner braungefleckter Hund lief queer über den Weg, auch mit diesem hätte Rudolf gerne gespielt. Aber ein Jäger pfiff . . . und wie ein Bliz eilte der Hund zurück und folgte seinem Herrn in's Feld hinaus, wo er bald ein Rebhun auffspührte, das der Jäger niederschoß, zu einer Malzeit für seine Freunde.

Ein kleiner Vogel saß einsam auf dem Zweig eines niedern Apfelbaums. Hah, sagte Rudolpf, dieser ist so allein, gewis wird er gerne mit mir spielen! Schön getroffen, antwortete das Mädchen! Auch dieser Distelfink hat mehr zu thun, als zu spielen. Er muß Halmen, Wolle und Moos sammeln, um ein Nest zu bauen . . . Und im Augenblick flog das Vögelchen hinweg, mit einem Strohhalm im Schnabel. Es ließ auf dem Gipfel eines hohen Baumes sich nieder, wo es zwischen den Zweigen ein Nest zu bauen angefangen hatte.

Ein Pferd weidete in der Nähe. Auch mit

diesem wollte Rudolf spielen. Aber — sogleich kam ein Bauer, nahm das Pferd beym Zaum und sagte: Mein Rappe hat Anders zu thun, als mit Euch zu spielen, mein guter Kleiner! Er muß mit mir auf den Acker und pflügen. Denn ich habe mein Lebtage gehört: Ein ungepflügter Acker könne keine Frucht tragen.

Hm! sagte Rudolf zu sich selbst! Alles; was ich sehe, hat Besseres zu thun als zu spielen, und ich allein sollte müßig seyn. Nein! Ich will in die Schule gehen und lernen Er that es, lernte, ward brav und ein glücklicher Mann, wie er ein fleißiges, liebenswürdiges Kind gewesen war.

## 4.

## Der weinerliche Knabe.

Herr Meyer hatte einen Knaben, der Karl hieß, und liebenswürdig gewesen wäre, hätte er nicht einen Fehler an sich gehabt, der wahrlich schändlich genug war, obgleich jedermann darüber lachte. Und dieser Fehler war:

## Daß Karl über die kleinste Kleinigkeit weinte.

War seine Lektion ein wenig schwer, so that er, als wollt' er verzweifeln, sie jemals zu lernen. Er ließ sein Buch fallen, um einen Strom von Thränen zu vergiessen.

Fehlte ihm eines seiner Bilder, eine Spielsache oder etwas dieser Art, so suchte er es nicht . . Nein! Er weinte blos, daß er es verlohren habe!

Berührte ihn einer seiner Kameraden beym Spiel nur ein wenig hart, o da schrie er, daß man hätte glauben sollen, er blute unter dem Messer eines Mörders.

Einst sagte sein Vater zu ihm:

Karl ich schäme mich, Vater eines Sohnes zu seyn, über den Jedermann bloß lacht! Sag mir, kennst du ein Kind, das schon fünf Jahre alt ist und doch immer nur weint und wieder weint? Sieh, dein Brüderchen, das dort an der Mutter Brust liegt, weint nicht halb so viel, als du, und doch kennt es noch keine

andere Sprache, als Schreyen und Weinen. Karl, fährst du so fort, so wirst du ein unerträglicher, verachteter Mensch werden.

Hör einmal!

Wenn du dein Buch auf den Boden wirfst, weil ein Wort dir zu schwer vorkömmt oder dir unverständlich ist, wie wird es dir dann möglich seyn, das ganze Buch verstehen zu lernen?

In der Zeit, da du um deine Spielsachen weinest, könntest du sie suchen, und würdest sie auch finden. Oder glaubst du, daß sie dich suchen werden, weil du um sie weinst?

Und dann, glaubst du wohl, ein Kind werde gerne mit dir spielen, mit einem Menschen, der gleich weint und heult und schreyt, wenn man ihn nur hart anrührt?

O Karl, Karl! Und wenn du um einen Kopf grösser wirst, als ich bin, so wist du doch nie ein Mann werden, du legest dann diese schändliche Untugenden ab.

Karl faßte diese Rede des Vaters zu Herzen. Er schämte sich seines Fehlers, und gab sich alle Mühe ihn abzulegen. Bald merkte er, wie sehr er dabey gewann. Er fand keine Hindernisse mehr im Lernen, die ihn abschröckten, verlohr seine Spielsachen nicht mehr und seinen kleinen Freunden behagte kein Spiel, bey welchem Karl nicht war.

5.

## Grausamkeit gegen Thiere.

### Ein Gespräch.

Herr Berger. Du bist so verdrüßlich, so traurig, Rudolf! Was fehlt dir?

Wilhelm, sein Knabe. Ach, ein unartiger Junge gieng hier vorm Hause vorbey und schlug unser kleines Bologneser Hündchen, daß es laut schrie und winselte. Gewiß hat er ihm recht wehe gethan, und meinem Hündchen soll man nicht wehe thun, nicht wahr, Vater?

Herr Berger. Nein, gewis nicht. Das

muß ein sehr böser unartiger Knabe gewesen seyn. Fast hätt ich Lust, ihm nachzugehen, und ihn zu züchtigen, wie er es verdiente. Gewis wird er nicht gerne geschlagen seyn wollen, aber das arme Thierchen wohl? In der That, wer Freude daran hat, arme Thiere ohne Ursache zu quälen, der verdient, daß man ihn selbst quäle, wie den kleinen Joseph.

Wilhelm. O erzählen Sie mir doch, wie es ihm gieng.

Herr Berger. Joseph war ein unartiger, böser Junge, den eben deßwegen auch Niemand liebte. Seine Freude war, alle Thiere, die ihm begegneten, und die er bemeistern konnte, zu quälen und zu mishandeln. Einst band er einen Hund an einen kleinen Wagen, den er mit Steinen schwehr beladen hatte. Du bist mein Pferd, sagte er zum Hunde und schlug fürchterlich auf ihn los, weil die Last für das kleine Thier viel zu schwehr war. In diesem Augenblick trat Josephs Vater in den Garten, sah die Grausamkeit des kleinen bösen Menschen und ward entrüstet, Vater eines solchen Kindes zu seyn. Am Arm schleuderte er ihn

mit sich fort in den Hof, band ihn an, an einen Wagen, und befahl ihm, ihn fortzuziehen. Aber Joseph hatte die Kraft nicht. Jezt schlug ihn der Vater, einigemal mit der Peitsche an die Füße, und fragte ihn: ob diese Behandlung ihm gefalle? Ach nein! schrie Joseph mit Thränen im Auge. Nun, antwortete der Vater, glaubst du, daß der Hund weniger Schmerzen empfinde, als du, und daß Schläge ihm angenehmer seyen, als dir? Kein lebendes Wesen sollst du quälen, wenn du nicht selbst gequält werden willst. Merke dir's! So oft du schlägst, wirst du wieder geschlagen werden.

Joseph aber merkte diese Lehre sich nicht. Denn wenige Wochen nachher fieng er eine junge Meise und entriß ihr eine Feder um die andere, bis das Vögelchen, zwar noch lebend, aber ganz nackt war! Auch diese Grausamkeit entdeckte der Vater! O Gott, seufzte er, daß ich dieses Kindes Vater seyn muß, das einst noch Schande und Schrecken über mein Haus bringen wird! Er gieng auf den kleinen Bösewicht, zitternd für Zorn, los, packte ihn bey der Brust und sagte: Bube,

ich habe dich gewarnt, habe dir gesagt, daß ich dich strafen werde, wenn du jemals wieder eine Bosheit dieser Art ausüben würdest. Jezt sollst du es empfinden. Du hast dem unschuldigen Thierchen hier sein Kleid, seine Federn genommen. Hättest du Federn, ich würde dir sie ausreißen, um dir zu zeigen, welche Schmerzen das arme Thier durch dich litt. Aber weil du keine Federn hast, wohlan, so sollst du mit deinen Haaren büßen. Sogleich nahm er eine Locke des Knaben, wickelte sie um den Finger und riß sie aus, daß der kleine Joseph für Schmerzen fürchterlich schrie und weinte. Sag mir nun, Wilhelm, hat er diese Strafe verdient?

Wilhelm. Freylich! Aber würden Sie auch mit mir so umgehen, wenn ich wie Joseph handelte?

Herr Berger. Ganz gewis! Aber ich hoffe, du werdest nie, nie zu einer solchen Strafe mich zwingen.

Wilhelm. Gewis nicht. O ich will Ihnen folgen, will gut seyn mit allen Geschöpfen,

daß ich angenehm werde vor Gott und den Menschen.

## 6.

## Antons Krankheit.

Anton war krank. Er hatte unreifes Obst genoßen, dadurch ein Scharlachfieber sich zugezogen, und Jedermann glaubte, er würde sterben. Seine Mutter, eine gutmüthige redliche Wittwe, war Tag und Nacht beschäftigt, seiner zu pflegen, und die grössesten Beschwehrden waren ihr süß, weil sie hofte, durch emsige Sorgfalt ihren Liebling vom Tode zu retten, Sie vergaß des Eßens und des Schlafes, um ihn auf dem Arme zu wiegen und jeden seiner Wünsche zu erfüllen, und — o, welche Freudenthränen weinte sie, als die Gefahr nach mancher schlaflosen kummervollen Nacht endlich vorüber gieng und der Kleine genas!

Wie dankbar wird nun mein Anton seyn, wie wird er mich belohnen für meine Sorgen,

meine Nachtwachen! Er wird mich jezt doppelt lieben, wird doppelt brav und gut, gesittet und fleißig seyn. So sagte die liebevolle Mutter oft zu sich selbst . . Aber ach! sie ward sehr getäuscht.

Anton war verdorben worden durch die Gefälligkeit, durch die Schmeicheley, die Nachgiebigkeit, welche man während seiner Krankheit an ihn verschwendet hatte. Er ward halsstarrig, eigensinnig und träge.

That man nicht gerade, was dem jungen Herrchen durchs Köpfchen fuhr, so fieng er zu heulen, zu schreyen und zu stampfen und weder Vorstellungen noch Warnungen noch Drohungen konnten ihn zur Vernunft bringen.

Sollte er lesen lernen, so gähnte er und statt zu schreiben, warf er die Feder in eine Ecke. Er mogte kein Buch ansehen und bald hatte er vergeßen, was er vorher schon gelernt hatte.

Dabey war er nicht mehr mit gesunder Hausmannskost zufrieden. Nur Leckerbißen oder

seine Lieblingsspeisen wollte er eßen. Bekam er dann etwas, das ihm schmeckte, so verschlang er es so begierig, daß er öfters Schmerzen davon hatte; dabey hatte er auch seine vorige Sittsamkeit verlohren, und bey Tisch und im Hause war er eben so unreinlich als unartig.

Darüber ward die gute Mutter nun hoch betrübt. Ach Gott, sagte sie, wie unglücklich bin ich nicht. Ich zog mir selbst beynahe eine Krankheit zu, achtete keiner Mühe, keiner Arbeit, um des kleinen Menschen zu pflegen und ihn gesund zu machen, als er krank war. Und jezt belohnt er mich so! Ach er wird nicht mehr meine Freude, nicht der Trost meines Alters seyn. Aber ich will's versuchen, ob ich nicht vielleicht noch auf eine andere Weise den ungezogenen Kleinen in Ordnung bringen kann.

Sogleich rief sie den Kleinen zu sich, faßte ihn scharf in's Auge, und sagte ihm mit fester, ernsthafter Stimme: Wenn er nicht sein Betragen ändere, so werde sie innerhalb acht Tagen ihn einem Schullehrer in die Kost übergeben, den alle Kinder der Gegend fürchteten,

weil er der strengste, harteste und pünktlichste Mann sey. Und dann soll er das Angesicht seiner Mutter nicht wieder sehen, bis er ganz sich gebeßert habe.

Diese Drohung wirkte. Anton liebte bey all seinen Fehler die Mutter von ganzem Herzen, und ohne sie glaubte er nicht mehr leben zu können. Er sah ein, daß in der ganzen Welt Niemand so zärtlich für ihn sorgen würde, als sie. Mit Thränen im Auge versprach er, anders zu werden, und ihr willig in Allem zu gehorchen. Anfangs gieng es hart, sein Versprechen zu halten, aber, so oft er in einen seiner vorigen Fehler zurückfallen wollte, dachte er an die Drohung seiner Mutter und an ihre Liebe, und so ward er nach und nach immer besser, und ein Kind, das von Jedermann geliebt wurde.

## 7.

# Die Geschichte eines unartigen Kindes.

Der kleine Peter Keller war so unartig, so unruhig, daß kein Mensch gerne nahe um ihn war, oder mit ihm umgieng. Den ganzen Tag schrie, lärmte und polterte er, daß man in seiner Gegenwart beynahe das Gehör verlohr. Daß er auch gern weinte, wenn nicht Alles nach seinem Willen gieng, versteht sich von selbst.

Nur einige Auftritte aus seinem Leben will ich Euch darstellen.

Wenn er ein Kartenhäuschen baute, und eine Karte ihm noch fehlte, so bat er nicht darum, höflich und artig, wie gute Kinder thun sollen. Nein! Ueberlaut schrie er: Eine Karte her! Ich muß eine Karte haben! Geschwind! Ich muß eine Karte haben.

Ließ er seinen Ball fallen, daß er auf dem Boden fortrollte, so hob er ihn nicht auf. Er schrie nur und heulte: Ich habe meinen Ball verlohren! Suchet ihn! Geschwind!

So machte' er's mit allen seinen Spielsachen. Da war nirgends Ordnung. Alle Augenblicke verlohr oder verschob er etwas, schrie dann und stampfte, und wenn sein Vater diese Unarten bestrafte, so schrie er noch heftiger. Kurz, seine Wangen wurden nie trocken von Thränen.

Einst schrie er nach seiner Gewohnheit, weil sein Steckenpferd — ein fürchterliches Unglück! — ihm aus den Händen gefallen war! Der Vater sah und hörte dieses! Her mit deinem Spielzeug, sagte er, ungezogener Knabe. Dem ersten armen, aber artigen Kinde, das ich sehe, will ich es geben, und nichts sollst du mehr erhalten, bis du aufhörst, unordentlich, halsstarrig, und ein Greiner zu seyn. Und wirklich nahm er ihm auch all seine Spielwerke hinweg.

Aber wie Peter jetzt heulte und schrie, um

seinen Vater zu erweichen! Er versprach Besserung und gut und brav und still zu werden. Aber der Vater kannte ihn allzugut und glaubte seinen Versprechungen nicht. Ich rathe dir, zu schweigen, fuhr er fort, und von diesem Augenblick anders zu werden. Denn ich sage dir's, ich will vorher überzeugende Beweise deiner Besserung sehen, ehe du irgend eines deiner Spielzeuge wieder erhalten sollst. Und merke dir's, wenn du heute über Tische wieder so unartig dich beträgst wie sonst, so werde ich dich in eine Ecke stellen, und du sollst zusehen, wann wir essen!

Aber kaum dampfte dem Kleinen der Geruch der Speisen in die Nase, so waren alle Lehren, alle Ermahnungen vergessen. Kaum konnte er erwarten, bis man ihm vorlegte. Suppe mit gelben Ruben will ich! O geschwind! So war seine bescheidne Bitte, und die Antwort der Mutter war: Ein wohlerzogenes Kind fordert nicht auf diese Weise und über dieses ist die Suppe noch viel zu heiß. Sie ist nicht zu heiß; ich will es so — schrie Peter fort und die Mutter gab ihm Suppe und Ruben, doch wieder-

holte sie die Warnung, nicht davon zu essen, bis sie kälter sey! Aber der unartige Knabe achtete dieser liebevollen Warnung nicht, nahm schnell eine noch siedendheisse Rube in den Mund — und o wie schrie jezt, wie lärmte der kleine Mann, der Zunge und Lippen fürchterlich sich verbrannt hatte! Braun und blau ward er im Gesichte, stampfte, schlug mit den Händen auf den Tisch, und geberdete sich, als hätte er den Verstand verlohren .... Aber nun sah man einen neuen Auftritt. Der Vater stand auf, nahm den unartigen Jungen auf den Arm und trug ihn in eine finstere Kammer, wo er bey schwarzem Brod und Brunnenwasser schmachten mußte bis an den Abend.

Peter dachte nach! Am gleichen Tage all sein Spielzeug zu verliehren, den Mund sich zu verbrennen und statt des Mittagsmals mit Brod und Wasser vorlieb nehmen zu müssen — Alles um seiner Unarten willen — dieß mußte endlich wirken, mußte endlich ihn belehren, wie nothwendig Besserung seiner Sitten sey. Er faßte einen muthigen Entschluß, und es gelang ihm nach und nach, seine Fehler abzulegen.

## 8.

## Der Knabe mit den Zuckerbirnen.

Kauft Zuckerbirnen! Zuckerbirnen! rief ein Bauerknabe durch die Straßen der Stadt. Er hatte einen Korb voll auf dem Kopfe, doch Niemand wollte kaufen. Darüber ward er unmuthig und lief hurtiger davon. Aber nun fielen der goldgelben Birnen viele herab aus dem Korbe, ohne daß der Träger es merkte. Der kleine Adolf sah dieß, es gelüstete ihn zwar nach dem herrlichen Obste, aber deßen ungeachtet hob er es auf, rief den Bauerknaben zurück und gab ihm, was sein war.

Der Bauerknabe. Schönen Dank, Kleiner, aber warum hast du die Birnen nicht für dich behalten? Sie sind ja gut, recht gut!

Adolf. Das wäre nicht recht gewesen. Sie gehörten ja Euer, und was nicht mein ist, darf ich nicht nehmen, oder ich bin kein braves Kind mehr.

Der Bauerknabe. Du bist ein gutes Kind, dafür sollst du aber nun ein paar der schönsten Birnen aus dem Korbe selbst auslesen! Adolf that es, dankte dem jungen Bauer und gieng nach Hause, das Geschenke mit seiner kleinen Schwester zu theilen, wie gute, liebenswürdige Kinder gerne thun.

Der Bauerknabe rief wieder: Kauft Zuckerbirnen, und wieder rollten einige aus dem Korbe herab, der immer gleich voll blieb, weil Niemand kaufte. Ein kleiner naschhafter Junge, wir wollen ihn Jakob nennen, sah zu, schlich dem Bauerknaben nach, haschte die herabgefallenen Birnen auf, und that eben einen wackeren Biß, als der Korbträger sich umdrehte, und fragte: Wer die Birnen ihm gegeben habe? Ich habe sie gefunden, antwortete der Näscher, und ich eße sie, weil sie mir schmecken.

Der Bauer. Sie gehören aber mein! Oder fielen sie nicht aus meinem Korbe?

Jakob. Ja!

Der Bauer. Du hättest sie also mir zurückgeben sollen. Aber weil du es nicht thatest,

kleiner Dieb, so will ich dir ein Andenken auf den Rücken schreiben, das du so leicht nicht vergeßen wirst.

Er stellte augenblicklich seinen Korb nieder, sprang dem Buben nach, erwischte ihn, und schlug ihn so heftig, daß Jakob schrie, als gält es sein Leben.

Jakobs Vater vernahm das Geschrey und sprang hinzu, den Kleinen von dem Stocke des Bauers zu retten! Aber kaum hörte er die Ursache, o so dankte er dem Jüngling für diese Züchtigung, gab ihm ein Geschenk und schleppte seinen unartigen, naschhaften, diebischen Sohn nach Hause, um ihn noch schärfer zu züchtigen.

## 9.

## Das eitle Mädchen.

Nanette war die Tochter eines reichen Mannes, und glaubte also, viel beßer zu seyn als andere Menschen, die ihr Brod nur im Schweiß des Angesichtes eßen, und etwas gelernt haben müßen, um sich zu ernähren. Neben diesem

Stolz war sie auch eitel, ob sie gleich kaum sechsmal den Sommer gesehen hatte. Weil sie schöne Kleider hatte, so glaubte sie, es sey nicht nöthig, daß sie auch ihren Geist ausbilde, oder ihre zarten Fingerchen mit der Nadel beschäftige. Dieß, glaubte sie, sey blos eine Arbeit für arme Kinder.

Im ganzen Hause war kein Bedienter, keine Magd sicher vor ihren Beleidigungen und ihrem Stolze. Kaum mogte sie so geringe Leute ansehen. Begegneten ihr auf der Straße kleine Knaben oder Mädchen, die nicht so niedlich, so gut gekleidet waren, als sie, so gieng sie ihnen sogar aus dem Wege, sah verächtlich auf sie herab, und glaubte: Leute dieser Art seyen nicht einmahl würdig, mit ihr den gleichen Boden zu betreten.

Nicht beßer behandelte sie ihre Gespielen. Immer sprach sie nur von ihrer lieben kleinen Person, ihrem Putz, ihren schönen Kleider, und spottete dann verächtlich über andere. Selbst die kleine Julie, das beßte gutherzigste Mädchen, das zwar reiche Eltern aber nur reinliche einfache Kleider hatte, ward von ihr

mishandelt, wenn sie spielten, und Julie nicht gerne die Magd der Stolzen vorstellen wollte.

Aber . . . bald sah man andere Auftritte. Nanettens Eltern hatten einen Prozeß, an welchem ihr ganzes Vermögen hieng, und den sie — verlohren! Dieß kränkte sie so sehr, daß sie bald darauf starben, und nichts, als eine stolze Tochter und ein sehr kleines Vermögen hinterließen, an welches noch überdießes einige Gläubiger Anspruch machten.

Wie unglücklich war Nanette jezt! Verdienen konnte sie nichts, um sich zu erhalten, weil sie nichts gelernt, und die Arbeit schon als Kind gehaßt hatte. Niemand wollte ihrer sich annehmen, weil man ihren Stolz, ihre Verachtung Anderer, ihre Ungeschicklichkeit konnte. Jezt vergalt man ihr ihre vorigen Handlungen, denn mit Fingern zeigte man auf sie, zischte sie aus, und selbst die Kinder sagten zu einander, wenn sie vorübergieng: Seht die stolze Dame, die nichts hat und nichts kann!

Nanette mußte sich endlich glücklich schäzen, daß Julie sie in ihre Dienste nahm, Julie, die

einst von der Stolzen gezwungen ward, beym Spiel ihr als Magd aufzuwarten.

10.

## Die Zänker.

Der kleine Felix Schmid sah einst, von seinem Fenster herab zween Knaben, die mit einander heftig zankten, und schon die Fäuste ballten, sich herumzuschlagen. Wie staunte der gutmüthige Felix, als man ihm sagte: es seyen zween Brüder, die um einen Apfel sich balgen, den der eine gefunden habe und mit dem andern nicht theilen wollte.

Aber ist es möglich, sagte der gutmüthige Felix, daß zwey Kinder, zwey Brüder sogar sich um eine Näscherey herumschlagen. Das müßen wohl sehr böse Kinder seyn?

Du hast Recht, mein Lieber, antwortete Henriette, seine ältere Schwester, ein artiges, verständiges Frauenzimmer, aber siehe! Die Eltern dieser zwey Kinder sind arme Leute, die den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten

müssen, ihr kärgliches Brod sich zu erwerben. Dabey verwilderten die kleine Jungen, und Niemand sagt ihnen die schöne Lehre: daß alle Menschen, besonders aber Brüder, gefällig seyn sollen gegen einander; daß man einander lieben, und Freude machen müsse allen Menschen, weil alle Menschen Brüder seyen.

Wie dauren sie mich, die armen unwissenden Kinder, sagte Felix! Ach kaum kann ich dem lieben Gott im Himmel genug danken, daß er mir Eltern gab, die gerne Alles anwenden, mich zu erziehen, mich unterrichten zu lassen! O! von nun an will ich ihnen gerne gehorchen, will immer suchen, ihnen Freude zu machen, sie bey allem, was ich thun will, um Rath fragen und mit jedem Tage wenigstens auch einen Fehler ablegen.

Henriette umarmte ihn, und Felix vergaß nie der Knaben, die aus Mangel an Erziehung nach und nach die unglücklichsten Menschen wurden.

11. Die

## II.

# Die Wirkungen des Beyspiels.

Zu Zürich lebte ein Knabe, man nannte ihn nur den guten Kaspar, und wirklich verdiente er auch diesen Namen. Ob er gleich nur das Kind eines unbegüterten Bürgers war, der manches Ungemach schon erduldet hatte, so hatte er doch die angenehmste Sitten und sein Herz war gut und hell sein Verstand. Zärtlich liebte er seine Eltern, und ward eben so zärtlich von ihnen wieder geliebt. Seine Verwandte stellten ihn ihren Kindern als Beyspiel vor, nach welchem sie sich bilden sollten, und den Kleinen selbst behagte kein Spiel, wenn Kaspar nicht dabey war. Auch wurden in seiner Gesellschaft manche Kinder besser, als sie vorher gewesen waren.

In der Nachbarschaft wohnte ein anderer Knabe. Paul hieß er. ein Wildfang, der keine Sitten, aber eine grosse Freude hatte, wenn er andere, weniger starke Kinder, schlagen oder über arme Leute spotten konnte, statt

ihnen eine kleine Gabe auszuspenden. Aber dieß war noch nicht Alles.

Einst mußte ihn sein Vater sogar um einer Lüge willen züchtigen. Er ward desto härter bestraft, weil Neigung zum Lügen das schändlichste Laster ist und weil das Beyspiel Kaspars so wenig auf ihn wirkte.

Darüber ward Paul heftig erbittert. Was, sagte er zu sich selbst, der kleine Heuchler soll mir vorgezogen, soll immer gelobt werden, wenn man mich schilt und straft? Aber nur Geduld! Ich will ihm ein Denkzeichen auf den Rücken mahlen, daß es ihm vergehen soll, besser zu scheinen als ich bin.

So gerne Paul auch sonst Unwahrheiten sprach, so hielt er diesesmal doch — gegen seine Gewohnheit — Wort. Denn als Kaspar des Abends aus der Schule kam, sprang er aus einem Winkel hervor, schlug den guten Kleinen in's Angesicht, packte ihn dann bey den Haaren und hätt' ihn noch heftiger mishandelt, wären nicht Kaspars Kameraden, die ihn wie einen Bruder liebten, herzugeeilt, um

den Schläger wacker durchgebläut nach Hause zu jagen. Aber noch war dieses nicht seine ganze Strafe, denn Kaspars Freunde folgten eilends ihm nach und erzählten seinem Vater haarklein, wie unedel und niederträchtig er gehandelt habe und immer zu handeln gewohnt sey. Pauls Vater erzürnte sich heftig über den ungerathenen Sohn, befahl ihm, drey Tage nicht wieder vor seinem Angesicht und bey Tische zu erscheinen und hätte ihn noch härter bestraft, wäre nicht Kaspar selbst sein eifrigster Fürbitter gewesen.

Dieser Beweis der Herzensgüte eines Knaben, den er bisher gehaßt hatte, machte einen tiefen Eindruck auf Paul. Er gestand selbst: Kaspar sey in der That besser, als er.

Von diesem Augenblick an haßte er ihn nicht mehr, sondern nahm ihn bey allen seinen Handlungen zum Vorbild und strebte nach und nach, gut zu werden, wie Kaspar. Und es gelang ihm, bald wurden sie die beßten Freunde. Mit gleichem Eifer suchten beyde ihre Pflichten zu erfüllen, und nach zwey Jahren sagte man nicht mehr blos: der gute Kaspar, sondern auch: der gute, gebesserte Paul.

## 12.

# Goldener Spiegel für kleine stolze Mädchen.

Amalie von Berg war in ihrem sechsten Jahr ein schönes liebenswürdiges Mädchen. Ihr hellbraunes Haar fiel in natürlichen Locken über die Schultern herab, ihre Augen schienen zu brennen, ihre Wangen glichen den Pfirsichblüten, und roth wie Kirschen war ihr lieber kleiner Mund.

Amalie hörte, daß Jedermann sie ein wunderschönes Kind nannte. Darüber ward ihr Herzchen stolz und konnte nicht mehr leyden, daß man auch von ihren Fehlern sprach. Endlich glaubte sie sogar, sie sey nicht bloß das schönste, sondern auch das beßte, geschickteste und angenehmste Mädchen. Wer nicht schön war, sondern bloß gut und verständig, der galt nichts in ihren Augen, und wie sie nun sogar gegen jene sich betrug, die irgend einen Fehler an ihrer Bildung und Gestalt hat-

ten, könnet Ihr selbst denken. Statt sie zu bedauren, spottete sie ihrer auf die unedelste Weise.

Ihre jüngere Schwester, Clärchen, war bey weitem nicht so schön als sie, ohne daß sie eben häßlich war. Aber ein artigeres, gefälligeres, sänfteres, lernbegieriges Mädchen lebte wohl schwerlich. Sie konnte schon lesen, ehe Amalie nur einen Buchstaben kannte, und sie hatte sich schon Handschuhe gestrickt, eh' Amalie nur eine Nadel zu führen wußte.

Beyde Schwestern bekamen zu gleicher Zeit die Kinderblattern. Clärchen war ruhig und still, Amalie hingegen wälzte vor Ungeduld sich im Bette, und riß die Pocken ab, weil sie glaubte, ihre Schönheit dadurch erhalten zu können.

Clärchen genaß, ohne daß man auf ihrem Gesichte irgend einen Eindruck der Blattern sah! Amalie hingegen . . . O wie entstellt war sie jezt, sie, die auf ihre Schönheit einst so stolz gewesen war! Ihr Gesicht war voll Narben, ihr Mund zusammengezogen, ihre

Augenlieder hatten rothe Ringe, und wer sie jezt sah, konnte kaum mehr glauben, daß diese widrige, häßliche Figur die nehmliche Amalie sey. Darüber ward die Kleine mismuthig, traurig, und da sie weder lesen noch arbeiten konnte, so hatte sie auch nichts, womit sie sich hätte zerstreuen können. Je älter sie ward, desto weniger hatte sie Lust zu lernen, desto träger, desto ungeschickter, desto unleidlicher ward sie. Niemand liebte sie.

Clärchen hingegen ward alle Tage fleißiger, geschickter, angenehmer. Man suchte ihre Gesellschaft, schäzte und liebte sie, und sie ward die glückliche Gattin eines braven Mannes.

Wer wollte also auf Schönheit stolz seyn, da sie so leicht, durch eine einzige Krankheit zerstört werden kann? Darum liebe Mädchen, suchet Euern Geist zu bilden, Euer Herz zu bessern, und sanft und gefällig zu seyn. Nur diese Vorzüge kann Euch nichts, keine Krankheit, keine Zeit rauben.

## 13.

# Die Unordnung.

Der kleine Friederich Thalheim saß auf der steinernen Bank vor dem Hause seines Vaters. Seine Augen waren roth und geschwollen vom Weinen und er schluchzte, daß er am ganzen Leibe zitterte. Sein Grosvater gieng vorüber, nahm ihn bey der Hand und fragte ihn, was ihm fehle?

Ach, antwortete der Kleine, ich bin ein unglückliches Kind, keinen Augenblick läßt man mich in Ruhe. Immer zankt man mit mir, bald weil ich meine Bücher nicht in Ordnung stellte, bald weil ich nicht Sorge trug zu meinen Kleidern, bald weil ich die Thüre offen ließ. Jezt eben hat man mich vom Mittageßen wieder einmal ausgeschloßen. weil ich nicht zu rechter Zeit zum Tische kam. Ich bin doch zu bedauren und es thut mir gar zu wehe, daß man unaufhörlich mit mir zankt.

Du hast Recht, Friz, antwortete der Gros-

vater, es ist recht unangenehm, immer nur Vorwürfe zu hören. Aber wenn du willst, so will ich dir ein Mittel zeigen, wie du dieses Verdrußes auf immer los werden kannst.

Friedrich. O ich bitte Sie darum, beßter Großvater! Wie muß ich es machen? Sagen Sie es mir!

Der Grozvater. Ich will es dir sagen! Du mußt wohl darauf merken, was deinen lieben Aeltern gefällt, was ihnen angenehm ist, und dieses mußt du immer thun, noch ehe sie es befehlen. So mußt du zum Exempel deine Bücher immer in Ordnung stellen, wenn du davon gehst, du mußt nie in's Zimmer treten, ohne vorher deine Kleider ausgebürstet zu haben, wenn sie schmuzig sind. Wenn du ausgehst, so schließe die Thüre hübsch ordentlich zu, und wenn man dich zum Eßen ruft, so geh' eilends, ohne dich zu säumen. Eben so mußt du es mit andern Dingen machen, Alles geschwind, in Ordnung und mit Aufmerksamkeit thun, und in Allem den Willen deiner Aeltern erfüllen, so bald du ihn weissest. Ich stehe dir dafür, in deinem Leben wird man nicht

mehr mit dir zanken. Denn deinen Aeltern können die ewigen Vorwürfe so wenig Freude machen als dir selbst.

Friz ward aufmerksam auf die weisen Lehren seines guten Grosvaters. Zuerst suchte er blos Alles das zu vermeiden, worüber seine Aeltern böse werden könnten, aber bald gieng er weiter, er that ungeheißen was ihnen Freude machte. Nun hörte man statt der Vorwürfe nur freundschaftliche, liebevolle Worte und nie fand man den gebeßerten Friz wieder weinend vor der Hausthüre sizen. –

## 14.

## Der unglückliche Fall.

Euphemie. Wißen Sie schon, liebe Mutter, daß der kleine Albrecht gestorben ist?

Die Mutter. Ich weiß es, aber weißest du auch die Ursache seines Todes?

Euphemie. Nein!

Die Mutter. Er mußte sterben, weil er seiner Mutter einen Fehler verhehlte, den er begangen hatte.

Euphemie. Aber wie gieng dieses zu?

Die Mutter. Vor ungefähr vier oder fünf Wochen mußte die gute Frau Albrecht ausgehen, sie verschloß den Knaben in ihr Zimmer, verbot ihm aber aufs schärfste, auf die Stühle zu steigen. Doch kaum war die gute Frau eine Viertelstunde abwesend, so stieg er auf einen Seßel und von da auf den Tisch, um einige Äpfel zu erreichen, welche man in einem erhöheten Schrank verschloßen hatte. Er ließ sich den kleinen Diebstahl gut schmecken, als er aber wieder herabsteigen wollte, stürzte der Seßel um mit ihm. Er fiel auf den Kopf und that sich sehr wehe. Doch sagte er kein Wörtchen von dem Falle, weil er fürchtete, man würde seine Unart ihm verweisen. Indeßen bekam er einige Tage darauf heftige Kopfschmerzen und Fieber. Man fragte ihn, und zwar sehr oft, ob er nicht etwa gefallen sey, aber nie sagte er die Wahrheit. Erst zwey Tage vor seinem Tod gestand er Alles, jezt aber war es zu spät. Kein Mittel half mehr.

Euphemie. Wenn er es aber gleich gesagt hätte?

Die Mutter. So wäre er noch gerettet worden. Ein Fehler bleibt ein Fehler, man mag ihn verbergen oder nicht, und oft hat er die schädlichste Folgen. Sey also aufrichtig gegen mich, liebes Kind, und bekenne mir immer frey was du thatest, daß ich wenigstens den Folgen deiner Fehler vorbeugen und dich belehren kann!

Euphemie. Ich will es, beßte Mutter, und nie soll der Tod des kleinen Albrechts mir aus den Gedanken kommen.

## 15.

## Der Vorwitz.

Der kleine Viktor war ein äußerst vorwiziger Knabe. Alles nahm er in die Hände, lüpfte den Deckel von jedem Topf, schlich Mägden und Bedienten heimlich nach, um zu hören, was sie sprächen, kurz er war ein unerträgliches Wesen.

Einst kam er zu einem Ameisenhaufen. Wie

es im Innern deßelben aussähe, wollte er gerne wißen; Er wühlte das mühsame Gebäude der emsigen Thierchen um, legte dann auf den Boden sich nieder, um Alles genau zu untersuchen, aber im Hui krabbelten einige hundert dieser Insectten ihm auf dem Leibe herum und zwickten und stachen ihn, daß er laut aufschrie. Einige Tage lang hatte er Schmerzen von diesem Abentheuer und versprach, in Zukunft nicht mehr vorwizig und nicht mehr grausam gegen Insectten zu seyn, die so beißend sich zu rächen wüßten.

Mit der Zeit vergißt man Alles. Viktor dachte nicht mehr an seine Schmerzen und nicht mehr an die lehrreiche Warnung der Ameisen. Er gieng in einem Garten spazieren, wo mehrere Bienenkörbe standen. Wie das Innere derselben beschaffen sey, hatte ihm sein Lehrer schon öfters erklärt, aber er wollte es nun selbst sehen und im Vorbeygehen auch wohl Honig naschen. Im Hui war er an einem Bienenkorbe, hob ihn auf, und in Schwärmen stürzten die Bienen heraus, und sezten sich auf Gesicht und Hände des Ruhestörers, der umhersprang, schüttelte

heulte und um Hülfe schrie. Aber Niemand wagte es, ihm sich zu nahen. Nur langsam verliessen ihn seine Verfolger und erst, als er beynah am ganzen Leibe geschwollen war und die heftigsten Schmerzen litt. Beynahe zehen Tage lang mußte er das Bette hüten. Die schönste Gelegenheit hatte er jezt, über den Vorwiz und die Folgen deßelben nachzudenken. Er that es, ward klüger, und sagte zu seinen Freunden: Unglück ist immer zu etwas gut.

## 16.

## Das Kinderfest.

Die Gräfin von Lendorf liebte die Kinder ihrer Unterthanen mit mütterlicher Zärtlichkeit. Einst wollte sie Allen, welche fünf oder sechs Jahre alt waren und lesen konnten, in ihrem Schloß ein kleines Fest geben. Ein Bedienter der Gräfin fragte einen Knaben, Namens Daniel: Ob er lesen könne? Das versteht sich von sich selbst, antwortete der Kleine. Ihr auch, fragte der Bediente den liebenswürdigen

Leo=

Leopold, einen jüngern Bruder Daniels. Ein wenig, war die bescheidene Antwort. Gut, so seyd Ihr Beyde von der guten Gräfin auf Morgen eingeladen zum Kinderfest.

Daniel und Leopold giengen. Ehe man im schönen, mit Blumen ausgezierten Gartensaale aß, theilte die Gräfin den Kindern Devisen aus, befahl ihnen, sie zu zerbrechen, und den Innhalt zu lesen.

Leopold erhielt ein Lämmchen, zerbrach's und las:

Fleiß belohnt den Ackersmann

Seegnet ihn mit reichen Garben!

Der o der darf niemals darben,

Der stets seine Pflicht gethan.

Vortreflich, sagte die Gräfin, nahm den Kleinen bey der Hand, liebkoste ihn und stellte ihn neben sich. Jezt rief sie seinen älteren Bruder, Daniel, zu sich: Du kannst ja vortreflich lesen, wie du sagst? Laß mich deine Geschicklichkeit hören!

Er öfnete die Devise, nahm das Zettelchen heraus, und .... konnte nicht einmal buchstabiren, noch viel weniger lesen.

Die anderen Kinder lachten, zischten ihn aus, ein kleines Mädchen aber las:

Wer lügt, wer träg ist, fliehe fern,

Hier hat man nur die guten Kinder gern!

Ein Bedienter kam jezt und führte den ungeschickten, unwahren Knaben aus der Gesellschaft hinweg und nach Hause. In einem Winkel saß und weinte und stampfte er jezt, indessen die anderen, gesitteteren und fleißigeren Kinder scherzten und assen und guter Dinge waren. Erst am späten Abend giengen sie, von der guten Gräfin liebgekoßt und beschenkt, nach Hause.

Wie eilte jezt der gute Leopold, um seinen Bruder zu sehen, der noch immer misvergnügt und traurig in einer Ecke des Zimmers saß. Habt ihr viel Freude gehabt, fragte er endlich und mogte kaum die Augen aufschlagen? O ja, antwortete Leopold, aber noch grosser

wäre mein Vergnügen gewesen, hättest du das Fest nicht verlassen müssen! Ach, Ihr hattet gewis ein herrliches Nachtessen, und ich, ich muß mit trockenem Brod und Bronnenwasser vorlieb nehmen .... Sey zufrieden, sagte Leopold, indem er ihn umarmte, mir schmeckte kein Bissen ohne dich; hier hast du mein Zuckerbrod und meine Äpfel. Tröste dich!

## 17.

## Die Wohlthätigkeit.

Auguste war ein artiges Kind, aber, was noch mehr ist, sie war auch ein sehr gutes Kind. Mit Unglücklichen, Nothleidenden hatte sie inniges Mitleiden, und Herzensfreude war es ihr, wenn eine milde Gabe ihnen zufloß oder sie selbst ihnen einige Hülfe geben konntet Denn ihre Eltern waren eben so gutmüthig, als reich.

Einst sagte sie zu ihrer Mutter: Es schmerzt mich, wenn ich Leute sehe, die Mangel lei-

den müssen. Ach wenn ich Geld hätte, wie herzlich gerne würde ich ihnen helfen. Es muß ein ausserordentliches Vergnügen seyn, Menschen, welche weinten, froh und heiter zu machen.

Ihre Mutter drückte sie zärtlich an die Brust, und sagte: Auguste, ich schäze mich glücklich, Mutter eines Kindes zu seyn, das so gut, so menschenfreundlich denkt. Behalte diese Gesinnungen, und gewis wirst du auch selbst glücklich seyn.

Gerührt hörte der Vater an seinem Schreibtische diese Unterredung, umarmte die Kleine, sagte ihr: er liebe sie nun noch mehr, da sie so gut denke, und auch Andere würden sie um deßwillen noch mehr lieben. Zugleich zog er den Beutel heraus und gab ihr ungezählt eine Handvoll Silbermünze, um sie nach ihrem Willen unter Bedürftige auszutheilen.

Bald darauf gieng Auguste mit ihrer Lehrerin zu einer ihrer Freundinnen, die in einiger Entfernung wohnte. Unterwegs sah sie einen Greisen mit silberweissen Haaren, der sie um

eine kleine Gabe bat. Mangel und Alter hatten ihn ganz entkräftet, und Thränen flossen ihm die Wangen herab. Auguste blieb bey ihm stehen. Er sagte: er sey aus einem benachbarten Dorfe. Ein schröckliches Ungewitter habe ihm wenige Tage vor der Aerndte alle seine Feldfrüchte zerschlagen und eine Wasserfluth sein Häuschen weggeschwemmt, aus dem er mit vieler Mühe kaum sich selbst noch habe retten können. Jezt müsse er in seinem siebzigsten Jahre noch erst darben und guter Menschen Mitleiden anflehen.

Auguste weinte bey der rührenden Erzählung des Greisen, den ihre Lehrerin als einen redlichen, rechtschaffenen Mann kannte und schüttete all ihr Geld in seinen Hut. Eben wollt' er danken, als eine Menge Leute, welche vor einem losgerissenen scheuen Pferde flohen, auf sie eindrang. Die arme Auguste ward beynahe erdrückt, aber muthig raffte der Greis seine lezten Kräfte auf, und stellte vor seine Wohlthäterin sich hin, als schon das Pferd nahe war und die Kleine gewis zertreten hätte. Ehe will ich mein Leben lassen, sagte er, ehe dem lieben guten Kinde ein Haar gekrümmt

werden soll. Er hob seinen Knoten=Stock auf, stürzte dem Pferde entgegen, und es floh auf der Seite glücklich vorüber.

So genoß die liebenswürdige Auguste das doppelte Vergnügen, eine gute That gethan zu haben, ohne eine Belohnung zu erwarten, und doch dafür belohnt zu werden. So gewis ist es, daß jede gute Handlung wieder vergolten wird.

## 18.

## Die Misgunst.

Die Mutter. Warum weinst du, Leonhard? Du weissest wohl, daß ich Kinder nicht gerne weinen sehe. Geschwiude sag mir, was dir fehlt?

Leonhard. Der Grosvater hat — meinem Bruder — einen grösseren Apfel gegeben als mir, und ich hätte gern einen grösseren Apfel gehabt, als er.

Die Mutttter. Eine schöne Ursache, zu weinen. Schämst du dich nicht? Hätte der Groß-Vater dir gar keinen Apfel oder nur ein Stück davon gegeben, so hättest du zufrieden seyn müssen. Nun hat er dir aber einen ganzen gegeben, und doch weinest du, weil er nicht so groß ist, als der, den er deinem Bruder gab?

Leonhard. Aber warum gab man nicht ihm den kleineren?

Die Mutter. Und ich frage dich, warum sollte man gerade dir den grösseren geben?

Leonhard. Weil — weil ich ihn gerne gehabt hätte.

Die Mutter. Das Gleiche könnte dein Bruder ja auch sagen. Aber daß er gewis nicht geweint und sich nicht beklagt hätte, dieses weiß ich gewis.

Leonhard. Aber er ist ja auch nicht so groß als ich!

Die Mutter. Ich bin nicht so groß, als

deine Tante; siehest du aber jemals, wenn sie zween Äpfel hat, daß sie mir deßwegen den kleineren giebt? Und glaubst du wohl, daß dein Großvater Freude haben würde, wenn ich ihm dein Betragen schilderte? Gutgesitteten Kindern macht es immer Vergnügen, wenn ihre Brüder und Schwestern mit irgend etwas erfreut werden, ihnen zu Liebe berauben sie oft sich selbst eines Vergnügens. Gab dir nicht gestern deine Schwester eine Birne, ob sie gleich nur diese einzige hatte, und doch misgönnst du ihr heute einen Apfel, weil er grösser ist, als der deinige? Leonhard, mich dünkt, an deiner Stelle wäre mir nicht leicht um's Herz!

Leonhard dachte nach. Sie haben Recht, liebste Mutter, ich schäme mich, um einer Näscherey willen, misgünstig, neidisch gewesen zu seyn. Aber seyen Sie ruhig. Gewis bin ich zum leztenmal so gewesen ... Und er hielt Wort, der Knabe, und ward desto mehr geliebt von seinen guten Aeltern.

19.

## Die Lüge.

Der Vater. Weissest du, was eine Lüge ist?

Theodor. O ja, ich weiß es. Wenn ich Ihnen sage, ich habe das Dintenfaß nicht angerührt, ob ich es gleich über Ihre Papiere umgoß.

Der Vater. Gut. Aber kann man nicht auch auf eine andere Art lügen?

Theodor. O ja, wenn man eine Sache sagt, die nicht wahr ist, wie der Mann, der Fabeln schreibt, und sagt: Kazen und Mäuse, Schlangen und Wölfe haben geredet.

Der Vater. Wann du mir aber sagst: Deine Mutter sey im Garten, weil deine Schwester dir sagte: daß sie dort sey, hättest du dann gelogen, wenn sie nicht dort wäre?

Theodor. Nein! ich habe es gesagt, weil ich's glaubte.

Der Vater. Man kann also eine Unwahrheit sagen, ohne daß man lüge?

Theodor. Das hätt' ich nicht gedacht!

Der Vater. Nicht wahr, als du läugnetest, daß du mein Dintenfaß angerührt habest, da wußtest du: daß du es angerührt hattest? Du wolltest mich also betrügen?

Theodor. Ja, wenn ich gekönnt hätte.

Der Vater. Sich Kind, das ist eine Lüge! Hier wolltest mein Zutrauen misbrauchen, mir etwas als wahr vorstellen, was nicht wahr war. Durch dieses gabest du mir das Recht, dir in Zukunft nichts mehr zu glauben. Aber wenn ich dir sage: Theodor, ich will dir schöne Sachen vorlesen, aber ich muß dir zum voraus sagen, daß sie nicht wahr sind . . . Bin ich dann ein Lügner?

Theodor. Nein! Sie wollten mich ja nicht täuschen.

Der Vater. Aber sage mir, wie geht es

endlich einem Menschen, der einmahl als Lügner bekannt ist?

Theodor. Er mag immer reden, Niemand wird ihm glauben, selbst dann nicht einmahl, wenn er die Wahrheit sagt.

Der Vater. Du hast Recht. Selbst die offenbarste Wahrheit verliehrt an ihrem Werth wenn sie durch den Mund eines Lügners geht und wie unglücklich, wie verachtet ist nicht ein solcher Mensch! Ich will dir eine Fabel erzählen, das heißt, eine erdichtete Geschichte, die aber dessen ungeachtet eine sehr weise Lehre enthält! Höre also:

Ein Schäfer hatte Langeweile bey seiner Heerde. Zum Zeitvertreib machte er dann und wann ein gewaltiges Gelärm, und schrie seinen Nachbarn zusammen: Der Wolf sey in der Nähe. Wenn die gutmüthigen Leute dann kamen, so lachte der Schalk, daß er so glücklich sie gefoppt hätte und schickte sie wieder heim, wie sie gekommen waren. So gieng es zwey, dreymal. Aber das Blatt wandte sich endlich. Denn in allem Ernst kam nun

eine Schaar Wölfe und stürzte auf die Heerde los. Nun schrie der Schäfer, daß er blau ward im Gesicht: Zu Hülfe, zu Hülfe! Die Wölfe sind da! Aber keiner der Nachbarn kam mehr. Er hat uns genug angeführt, der Fopper, sagten sie zusammen. Wer so oft lügt, dem glaubt man selbst die Wahrheit nicht mehr.

Und so mußte der Lügner ruhig zusehen, wie die Wölfe sechs seiner Schaafe zum Abendschmaus verzehrten!

20.

## Die Brüder aus der Schweiz.

In einem Städtchen der Schweiz lebten zween Brüder, Konrad und Anton. Sie waren Söhne eines Kaufmanns, aber von sehr verschiedener Denkart. Konrad war fleißig, redlich, haushälterisch und eingezogen, Anton hingegen träg, verschwenderisch, roh und ungezogen. Beyde übernahmen nach dem Tod ihres Vaters gemeinschaftlich die Handlung. Konrad, der als Knabe schon an Fleiß und

Thätigkeit sich gewöhnt hatte, arbeitete unermüdet, und Alles gelang ihm . . . aber, zum Danke ward er von seinem Bruder mishandelt und, weil dieser allein mehr verschwendete, als der Gewinn trug, so mußten sie bald all ihre Haabe den Gläubigern überlassen, und der unschuldige Konrad war gezwungen, wie der schuldige Anton, in der Fremde sein Brod zu suchen. Anton gieng nach Frankreich, Konrad aber nach Deutschland.

An das Verschwenden gewohnt, konnte Anton nirgends lange bleiben. Kein Kaufmann vertraute ihm seine Geschäfte, weil ein Verschwender zu allen Lastern fähig ist, bis endlich ein Freund seines Vaters ihn aufnahm, und einen ansehnlichen Gehalt ihm anbot, wenn er treu und fleißig und eingezogen sich betragen würde. Er that es einige Zeit, aber nur mit Mühe legt man im Alter Fehler der Jugend ab. Bald fiel Anton wieder in seine Lieblingssünden, fand nur Freude an Spiel und Tanz und Müßiggehn, verschwendete eine große Summa Geldes aus der Kaße seines Wohlthäters und mußte heimlich entfliehen, wenn er nicht in's Gefängniß geworfen werden woll-

te. Ohne einen Kreuzer Geld, und mit den Empfindungen seiner Schande in der Brust, wanderte der Elende drey Tage fort. Brod war seine Nahrung, Quellwaßer sein Trank, die Erde sein Bette, Am vierten Tage, als er eben entschloßen war, Soldat zu werden, um dem Hungertode zu entgehen, kam er in eine schöne reizende Gegend bey Straßburg, Auf der Seite lag ein prächtiges Schloß, und vor ihm her gieng ein gutgekleideter Mensch, von einem Jäger begleitet. Anton eilte, so gut seine abgeschwächten Kräfte es zuließen, ihm nach, eine milde Gabe von ihm zu erflehen, aber, o wie bebte er zurück, als er in dem Unbekannten seinen Bruder erblickte, den er, er selbst in's Unglück gestürzt hatte!

Vergebung, Bruder, Vergebung und Hülfe! Dieß war Alles, was er stammeln konnte! Vergebe dir Gott, wie ich dir vergebe, antwortete Konrad, mit einer Thräne im Auge.

Gott hat mir reichlich vergolten, was ich litt. Durch Fleiß und Redlichkeit und Eingezogenheit erwarb ich mir das Zutrauen eines großen Mannes, der mir endlich seine Toch-

ter zur Gatin und seine Güter zur Aussteuer gab. Jenes Schloß zur rechten Hand ist meine Wohnung . . und nun komm, Bruder, iß von meinem Brod und trinke von meinem Weine, so lang du lebest!

So belohnt die Vorsicht Rechtschaffenheit und Tugend, und so sinkt das Laster von einer Stufe des Elends zur andern herab.

# III.

# Kinderlieder.

## I.

## Lehren.

Frölich sey, o Kind, dein Herz,
Heiter dein Gemüthe!
Immer blicke Himmelwärts
Zu dem Gott voll Güte!

Er der alles wirkt und schaft,
Hat dir Geist und Leben,
Hat zum Guten dir die Kraft,
Den Verstand gegeben.

Glücklich macht die Tugend nur,
Eil', sie liebzukosen,
Sie bestreut des Lebens Flur
Immer dir mit Rosen.
Aber auf des Lasters Bahn
Liegen Dorn und Neßeln,
O verlohren bist du, kann
Dich Verführung feßeln!

Denn die Falsche hüllt sich oft
In's Gewand der Tugend,

Schmeichelt, lügt — und unverhoft
 Täuschet sie die Jugend;
Schläfert das Gewißen ein,
 Unter Spott und Scherzen,
Giebt dem Laster Außenschein,
 Leichtsinn jungen Herzen!

Aber weh! Die Reue schleicht
 Hinter ihrem Rücken,
Und des Herzens Ruhe weicht
 Schon vor ihren Blicken.
Nur den Trägen kann sie weit
 In ihr Neze ziehen!
Aber vor der Thätigkeit
 Wird sie immer fliehen!

Liebe Fleiß und Treu wie Gott,
Wahrheit wie dein Leben,
Nimmer soll dir fader Spott
Auf der Lippe schweben.
Dann, o dann wird Ruh und Glück
Nimmer von dir gehen,
Und du wirst mit jedem Blick
Freud und Wonne sehen.

2.

## Die Ges[illegible]

S[illegible] Glück

[illegible]

Hätt' ich Silber oder Gold
Viel, wie Sand am Meere,
Gäbe Kayser Leopold
Mir die höchste Ehre;

Und ich mußte schwach und krank
Durch das Leben schleichen —
O ich sagte wahrlich Dank
[illegible] Glück der Reichen!

Rei[illegible]hre flieht,
[illegible]
[illegible] blüht,
[illegible]isen.

Liebe Fleiß und Treu wie Gott,
Wahrheit wie dein Leben,
Nimmer soll dir fader Spott
Auf der Lippe schweben.

Dann, o dann wird Ruh und Glück
Nimmer von dir gehen,
Und du wirst mit jedem Blick
Freud und Wonne sehen.

2.

## Die Gesundheit.

Sagt mir: Kanns ein grössres Glück
Als Gesundheit gebtn?
Frisches Blut und heitrer Blick,
Dieß ist wahres Leben!

Hätt' ich Silber oder Gold
Viel, wie Sand am Meere,
Gäbe Kayser Leopold
Mir die höchste Ehre;

Und ich mußte schwach und krank
Durch das Leben schleichen —
O ich sagte wahrlich Dank
Für das Glück der Reichen!

Reichthum schwindet, Ehre flieht,
Sagen alle Weisen,
Der nur, dem Gesundheit blüht,
Darf sich glücklich preisen.

Gottes schöne Welt erfreut
Ihn mit jedem Tage!
Arbeit ist ihm Kleinigkeit,
Fleiß ihm keine Plage.

Froh ist immerdar sein Herz,
Heiter sein Gemüthe.
Ihm entflieht bey Lust und Scherz
Schnell die Zeit der Blüte.

Wohl mir! Ich auch bin gesund!
Glück ist mir beschieden!
Juble dankvoll du, mein Mund,
Sey, mein Herz, zufrieden!

Nein! Es kann kein bessres Glück
Als Gesundheit geben,
Frisches Blut und heitrer Blick,
Dieß ist wahres Leben.

3.

## Der grausame Franz.

Franz fieng als Knabe Vögelein,
Erwürgte sie, und ihre Pein
War ihm Vergnügen! Alles lief,
Wenn man: Der wilde Franz kommt! rief.

Kein Thier war vor ihm sicher. Er
Gieng, wie ein Mörder, stets umher.
Nie sah man heiter seinen Blick,
Begieng er nicht ein Bubenstück.

Als Knabe kühlt er seinen Muth
Nur in der armen Thiere Blut.
Doch jung gewohnt, ist alt gethan;
Blutdürstig war er noch als Mann.

Wie einst die Thiere, mordet er
Nun Menschen — Kinder, sehet her!
Dort glänzt beym falben Mondenlicht
Sein Schädel nun am Hochgericht.

## 4.

## Frühlingslied
zu singen auf Spaziergängen.

Du in seine schöne Welt
Streute Gott der Freuden viele!
Neugeschmückt ist Thal und Feld!
Meine frölichen Gefühle
Tauscht' ich nicht um Gut und Geld!

Seht die junge Frühlingssaat
Aus der Erde Rücken keimen!
O wer früh gesäet hat,
Darf von reichen Früchten träumen,
Nur dem Trägen bleibt das Blatt!

Pflücket alle Blüten ab,
Die am Pfad des Lebens glänzen!
Laßt uns früh den Pilgerstab
Mit der Wiese Schmuck bekränzen!
Pflüket alle Blüten ab!

Ueberall in Thal und Hain
Schallen froher Vögel Lieder,
Laßt uns, wie sie, frölich seyn,
Gut ist Gott, o traute Brüder,
Uns schuf er, daß wir uns freun.

Aber, prüft auch Kraft und Muth!
Wahre Weisheit zu erlernen,
Und vom raschen Jugendblut
Früh Verführung zu entfernen,
Dieß nur macht beliebt und gut!

Dem nur ist so schön die Welt,
Dem nur blühn der Freuden viele,
Den der Arm der Tugend hält!
Daß ich dich, o Tugend, fühle,
Tauscht' ich nicht um Gut und Geld!

5.

# Lied
## bey der Waffenübung
### schweizerischer Knaben.

Auf! in's Gewehr!
Tretet im Kriegsgewand muthig einher!
Scheuet nicht Ordnung, und reyht Euch in Glieder!
Knabe an Knabe! Auf Freunde und Brüder!
Auf in's Gewehr,
Tretet im Kriegsgewand muthig einher!

Uebt Euch schon früh!
Waffen zu tragen beschimpfet Euch nie!

Frisch wird das Blut und im Auge wird's helle,
Thätigkeit ist ja der Fröhlichkeit Quelle!
Uebt Euch schon früh!
Waffen zu tragen beschimpfet Euch nie!

Denket zurück,
Gab uns nicht Tapferkeit Ruhe und Glück?
Kämpften die Väter nicht gegen Tyrannen?
Weichlichkeit scheuchet die Freyheit von dannen!
Denket zurück!
Gab uns nicht Tapferkeit Ruhe und Glück?

Brüder wohlan!
Werden wir älter, dann geht es erst an!
Laßt uns als Kinder die Weichlichkeit dämpfen,
Bis wir mit grösseren Feinden einst kämpfen!

Brüder wohlan!

Werden wir älter, dann geht es erst an!

6.

## Freundschaft.

Herrlich ist's, an Freundes Hand
Durch das Leben wandeln,
Und durch Tugend und Verstand
Fest vereinigt handeln.
Ohne Freundschaft gleicht die Welt
Einem öden Grabe;
Wohl mir, daß ich mehr als Geld,
Daß ich Freunde habe.

Aber da ist Freundschaft nicht,
Wo nicht Tugend blühet,

Wo nicht auf dem Angesicht
Herzensgüte glühet.
Zwar schließt sich der Bösewicht
Gern an Bösewichte,
Aber dieß ist Freundschaft nicht
In dem wahren Lichte!

Sittsam ist sie! Nicht beym Spiel
Nicht bey Trinkgelagen,
Nicht im lärmenden Gewühl
Dürft ihr nach ihr fragen.
Aber o ihr findet sie
Gern bey frohen Scherzen!
Wohl Euch, Kinder, fühlt ihr früh
Sie in Euren Herzen!

Freundschaft lernt bescheiden seyn!
  Andrer Vorzug ehren!
Freundschaft kann Euch manche Pein
  In Vergnügen kehren.
Freundschaft zeigt Euch klar und frey
  Alle Eure Fehle,
Schmeichelt nicht und ist dabey
  Immer froher Seele!

---

Lächelt Ihr, sie lächelt mit;
  Leydet, müßt Ihr leyden!
Unter ihrem sanften Tritt
  Sprossen tausend Freuden!
Mögtet Ihr, o Kinder, früh
  Ihrer würdig werden.

Wahrlich, wahrlich, ohne sie
Giebts kein Glück auf Erden.

# IV.

# Schweizerische Anekdoten
# und
# Characktérzüge.

## 1.

## Großmuth.

Ein Wiedertäufer aus dem Kanton Bern kehrte von einer kleinen Reise zurück in seine Heimath. Er sah von ungefähr einen Unbekannten, der nicht ferne von der Straße auf einem Felsenstück saß, das Antliz in beyde Hände verbarg und bitterlich weinte.

Was fehlt dir? Fragte der menschenfreundliche Landmann den Unbekannten, indem er ihm liebreich auf die Schulter klopfte.

Der Unbek. Man hat mich bestohlen! Man hat mir Alles genommen, was ich hatte; Alles! Alles!

Der Wiedert. Hat man dir auch den lieben Gott genommen?

Der Unbek. Nein!

Der Wiedert. Nun, so sage nicht, man habe dir Alles genommen!

Und im Augenblicke drückte er dem Unbekannten seinen Beutel mit Geld in die Hände!

„Bruder! Verzage nicht! Gott befiehlt mir, in seinem Namen dir dieses zu geben!“

Der Fremde glaubte zu träumen! Er wollte danken .... Aber schon war der großmüthige Wohlthäter seinem Blick entschwunden.

Jenen meiner kleinen Leser und Leserinnen

welche von den Wiedertäufern noch keine Begriffe haben, muß ich sagen: daß man eine Religions-Seckte so nennet, welche vorzüglich dadurch sich auszeichnet, daß sie die Taufe der Kinder ungültig erklärt, und sie nur bey erwachsenen Personen anwendet, welche von ihrem Glauben selbst Rechenschaft zu geben im Stande sind. Sie theilt sich wieder in einige Zweige, welche in Nebensachen von einander abgehen. Uebrigens stehen die Glieder dieser Seckte allgemein im Rufe vorzüglicher Thätigkeit und Redlichkeit.

## 2.

## Was vermag ein Kind nicht!

Anna Reinhardt, aus einem edlen Geschlechte Zürichs, war durch Tugend und Reize gleich berühmt unter ihren Zeitgenößen.

Sie vermählte sich sehr jung mit einem Meyer von Knonau, deßen Liebe gegen sie keine Gränzen kannte. Aber nicht so dachte der Vater des jungen Mannes, der eine andere

Braut ihm bestimmt hatte! Denn sein Haß gegen das wider seinen Willen vermählte Paar war eben so gränzenlos, als die gegenseitige Liebe desselben. Er wollte seinen Sohn nicht mehr sehen, und verkaufte, um ihn recht empfindlich zu strafen, sogar die schöne Herrschaft Knonau an den Staat.

Glücklich und zufrieden lebte indeßen der junge Meyer die ersten vier Jahre seiner Ehe, als ihn die Pflicht gegen das Vaterland zum Kriegszug nach Mayland rief.

Tapfer kämpfte er, und starb in der Schlacht bey Navarra im Jahre 1513. mit mehreren seiner Mitbürger den Heldentod! Er hinterließ eine trostlose Witwe und einige Kinder, unter welchen vorzüglich der älteste Knabe, Gerold, durch die liebenswürdigste, einnehmendste Gestalt sich auszeichnete! Einst gieng der Kleine, von einer Magd begleitet, über den Münsterhof. Ein Greis sah ihn vorübergehen. Wem der schöne Knabe gehöre? fragte er die Magd! Es ist Eures Sohnes Kind, sagte sie und führte den Kleinen in sein Zimmer. Das Herz des Alten ward weich beym Anblick eines Kindes,

das in jedem Zuge seinem Vater glich, und mit der liebenswürdigsten Unschuld im Antliz und in den Sitten dastand. Er, der bis jezt die Wittwe und die Kinder seines Sohnes von seinem Anblick sogar verbannt hatte, Er nahm den kleinen Gerold auf die Arme, drückte ihn an die Brust, und sprach, mit einer Thräne der Rührung im Auge: „Dein Großvater hat dir viel Leides gethan! Aber von nun an sollst du nur Gutes von ihm empfangen.“ Und von diesem Augenblicke an kam Gerold nicht mehr von seiner Seite, und die vollkommenste Aussöhnung des Alten mit der Wittwe seines Sohnes war die erste Folge davon.

Gerold aber entsprach so sehr den Hoffnungen Aller, die ihn als Kind und als Jüngling gekannt und geliebt hatten, daß ihm seine Talente und die Beweise des treflichsten Geistes und Herzens schon im siebzehnten Jahre eine Stelle im grossen Rath erwarben. Er starb, kaum 21 Jahre alt, in der Schlacht bey Kappel, durch das Schwerdt der Feinde.

## 3.

# Redlichkeit und Freundschaft.

Im ersten Jahrhundert der helvetischen Freyheit lebten im Kanton Schweiz zween Landleute, Kaspar und Franz hiessen sie.

Kaspar, sagte einst Franz zu seinem Nachbar, du weissest, daß die Heuärndte vor der Thüre ist, weissest auch: daß wir schon lange über die Wiese, welche du da abmähest, im Streite liegen. Ich wünschte, daß die Sache einmal entschieden würde, und da wir nicht wissen, welcher von uns beyden Recht hat, so habe ich die Richter zu Schweiz gebeten, darüber einen Rechtstag zu halten. Du kannst also Morgen mit mir dahin kommen!

Aber du siehst ja, antwortete Kaspar, daß ich die Wiese schon beynah' abgemäht habe, und daß ich also nicht hinwegkann, weil ich Morgen das Heu nach Hause führen muß.

Seh' es gar wohl ein, fuhr Franz fort, aber — die Richter versammeln sich Morgen, und

unverrichteter Sache kann ich sie nicht wieder heimschicken. Wissen muß man doch immer, wem die Wiese gehört, ehe die Heu-Aerndte vorüber ist.

Lang sprachen sie hin und her. Endlich sagte Kaspar: Weissest du was? Franz! Gehe du Morgen nach Schweiz, erzähle den Herren deine und meine Gründe, und dann ist's nicht nöthig daß ich auch hingehe.

Wenn du mir's anvertrauen willst, antwortete Franz, so will ich dein Geschäfte gewis so gut besorgen als mein eigenes.

Wirklich gieng auch Franz am folgenden Tage nach Schweiz, und legte den Richtern mit gleicher Beredsamkeit seine und Kaspars Gründe vor. Das Urtheil wurde gesprochen. Franz eilte zurück. Kaspar, sagte er zu seinem Nachbar mit dem heitersten Angesichte, ich habe dir den Prozeß gewonnen! Die Wiese ist dein! Ich wünsche dir Glück! Mich freut es, daß die Sache einmal geendiget ist.

Und Kaspar und Franz blieben immer die innigste Freunde.

## 4.

# Dankbarkeit.

Johann Rudolf Lavater, der in der Folge von 1545 bis 1557 Bürgermeister zu Zürich war, war in seiner Jugend ein wackerer, tapferer Krieger, und vorzüglich zeichnete er sich in den Heerzügen nach Italien aus. In einem derselben rettete er einem gemeinen Soldaten das Leben, der schon vor Durst beynahe verschmachtet war. Und er erwies diese Wohlthat keinem Undankbaren! Zehen Jahre nachher war Lavater einer der vorzüglichsten Anführer des Zürcherschen Heeres in der Schlacht bey Kappel. Lavater wurde von den fliehenden Haufen der Zürcher mit fortgerissen, sein Pferd ward scheu, stürzte ihn in einen tiefen Graben, und er würde wahrscheinlicherweise von den nacheilenden Siegern ermordet worden seyn, hätte nicht die Vorsicht den nämlichen Kriegsmann, dem er einst das Leben rettete, auch zu seinem Retter bestimmt. Heinrich Gutt, von Ottenbach, so hieß der wackere Kriegsmann, sah seinen Retter — in Gefahr, stürzte hinab in den Gra-

ben, raffte den Ohnmächtigen auf, und trug ihn auf der Schulter durch die verfolgende Feinde, bis er ihn in Sicherheit wußte. Erst als Lavater wieder zu Hause war — er war damals Landvogt zu Kyburg — erfuhr er, wer ihn gerettet hatte. Sogleich rief er den wackeren Gutt zu sich, beschenkte und kleidete ihn, und die engste Freundschaft verband sie miteinander.

## 5.

## Der treue Hund.

Der Ritter Kaspar von Brandenberg, ein Zuger von Geburt und Obristlieutenant in spanischen Diensten, reißte im Frühlinge nur von einem Bedienten und einem Windspiel begleitet über den Gotthard nach Italien. Kaum war er eine halbe Meile von dem Hospital auf dem Gotthard entfernt, als eine fürchterliche Schneemasse (Lauwine) vom Gebürge herabrollte und ihn und den Bedienten begrub. Das Windspiel, das in diesem Augenblick eine Stunde Weges hinter ihnen war und von dem Sturz

der Lauwine nicht getroffen wurde, begann nun fürchterlich zu heulen und zu winseln, suchte durch den Schnee sich durchzugraben, aber — ohne Wirkung. Dann eilte es zurück zum Hospital auf den Gotthardt, wo sie vorher eingekehrt hatten, winselte vor der Thüre der redlichen Bewohner desselben, als wollt' es sie bitten, seinen Herrn zu retten. Aber sie achteten dessen nicht sehr. Traurig kehrte das treue Thier zu der Gruft des Ritters zurück, eilte aber wieder zu dem Hospital, und wiederholte diese Hin- und Herreise unter Geheul und Gewinsel so lange, bis die Bewohner des Hospitals endlich aufmerksam wurden, und irgend ein Unglück ahnend, dem Hunde folgten. Der Anblick der frischen Lauwine löste ihnen das Räthsel auf. Schnell holten sie die nöthige Geräthschaften, gruben mühsam durch den Schnee sich durch und — fanden endlich die Unglücklichen, die 36 Stunden hier begraben waren und noch lebten. Sie gestanden, daß sie ausser Gott nur der Treue dieses Thieres ihre Rettung zu danken hätten. In unbeschreiblicher Angst hatten sie in dieser kalten Behausung einem eben so langsamen als schmerzhaften Tod entgegengesehen. Nur erst, als sie

die Stimmen der Arbeitenden durch den Schnee hindurch hörten, schöpften sie wieder einige Hoffnung. Noch erblickt man in der Oswaldskirche zu Zug auf dem Grabe des Ritters, der im J. 1628 als Landmann seines Kantons starb, das Bild des treuen Hundes!

## 6.

## Vaterlandsliebe.

Im J. 1499 hatten die Oestreicher in das Münsterthal, einen Landesstrich in Graubündten sich eingedrungen, das Engaddin verheert, und die Bündter zur äussersten Rache gereizt. Mit 8000 Streitern zogen diese jezt aus, stürmten auf den Tyrolischen Landstrich, das Vinsgäu los und am 22 May 1499 kam es zu Malserheyde, einer Ebene, längst dem Ursprung der Etsch zu einer blutigen Schlacht, zwischen den 8000 Bündtern und 15000 Oestreichern. Der Ritter Benedickt Fontana war Heerführer der ersteren, ein tapferer muthvoller Krieger. Als er lange gekämpft hatte, ward er endlich schwer in den Unterleib ver-

wundet. Aber auch jezt noch focht er mit einer Hand gegen die Feinde, indessen er mit der andern das herauswallende Eingeweide zurückhielt. Aber seine Kräfte wurden endlich erschöpft. Abgeschröckt wollten seine Krieger sich jezt zurückziehen, aber mit sterbender Stimme rief er: Kameraden! rettet das Vaterland! An mir verliehrt Ihr nur einen einzigen Mann! Auf's neu begann nun das Gefecht, und als Fontana sein Auge schloß, war der Sieg für die Bündtner entschieden.

## 7.

## Anekdote.

Daß das Volk meiner Stelle mich entsezte, fragte der Vorsteher einer Zunft in Helvezien seinen Freund! Mich, der so vielen Einfluß hatte, der Alles zu vermögen schien? Indessen du so lange und so ruhig dich auf deinem Posten erhältst?

Ich will dein Räthsel dir lösen, antwortete der Andere! Wir schlugen beyde verschiedene

Wege ein! Du wolltest dir nur grossen Einfluß erwerben, ich suchte gut und redlich und gemeinnüzig zu handeln, gab jedem auch der Geringsten Gehör! Kurz du suchtest das Wohl deiner Familie, ich das Wohl Aller! Denn ist nicht ein Freystaat gewissermassen eine grosse Familie, in welcher Alle gleich, Alle Brüder sind? — Beobachte diese Lehre, Jüngling!

# V.

# Kinderbriefe.

## I.

## Heinrich Meyer an Rudolf Müller.

Von meiner kleinen Reise nach Konstanz soll ich dir erzählen, lieber Rudolf? O so vergnügt war ich, daß ich im Taumel der Freu-

de vergaß, in mein Taschenbuch einzuzeichnen, was ich sah. Aus dem Gedächtniß will ich indessen nachschreiben, was einigen Reiz für dich haben kann.

Schon Morgens um vier Uhr reißten wir von Zürich ab, mein Vater und ich. Als wir auf dem höchsten Gipfel des Berges waren, über den die Strasse nach Winterthur geht, sahen wir zurück — Ein schöneres Schauspiel giebts schwehrlich. Leichte durchsichtige Nebel lagen auf dem Thal und dem See, aus welchem Zürich emporzusteigen scheint.

Sichtbarer ragten die Thürme der Stadt hervor. Schon waren ihre Fahnen und Dächer von den ersten Strahlen der Sonne vergüldet — Immer leichter und durchsichtiger wurden die Nebel, bald glichen sie nur einem dünnen Flor, durch welchen man alle Gegenstände sehen und unterscheiden konnte. Jezt kam die Sonne in ihrer ganzen Pracht hervor. Thal und Gebürg schienen ein Feuermeer zu seyn. Nach und nach verlohr sich diese Szene in ein matteres Licht, und — in seiner ganzen Herrlichkeit lag der schönste

Tag vor unseren Blicken. In jedem Thautropfen spiegelte sich die Sonne, und bildete die sieben Farben des Regenbogens. Hinter uns im Gebüsche sangen jezt die Vögel ihr Morgenlied und über unsern Häuptern schwang eine Lerche sich empor und wirbelte ihren schönen Gesang. Sie hatte so hoch sich aufgeschwungen, daß sie uns nur wie ein kleiner Punkt erschien, und noch hörten wir ihr Lied . . . . Mein Herz war so voll daß ich nicht sprechen konnte, und doch hätt. ich so vieles sagen mögen.

Unser Wagen war vorausgefahren. Wir erreichten ihn endlich und — nun giengs vorüber an Dörfern und Wäldern und Gärten und Aeckern und Wiesen, schnell, als flögen wir davon. In Winterthur trafen wir einen artigen jungen Mann, der aber schwehrmüthig in einer Ecke saß. Mein Vater sprach mit ihm, und da hörte ich: Er sey unglücklich gewesen im Handel und müße nun sein Vaterland meiden und ferne leben von seinen lieben Kindern. O Gott, wenn auch ich jezt schon von meinen guten Aeltern mich trennen müßte, jezt, da ich Ihrer Hülfe, Ihres Unterrichts, Ihres Rathes so

sehr bedarf, ich würde diese Trennung nicht überleben; so dachte ich, gieng hinaus und weinte. Als ich wieder in die Stube kam, nahm der fremde Mann mich auf den Schoos, legte die Hand auf mein Haupt seegnete mich, und gab mir manche schöne Lehre, die ich nie vergeßen werde. Er begleitete uns bis nach Frauenfeld, der Hauptstadt des Thurgäu, die am 24 Okt. 1788 beynahe ganz in die Asche gelegt aber durch die Wohlthätigkeit unserer Landsleute wieder aufgebaut ward. Es war schon dunkel als wir an einem Wäldchen nahe bey Pfyn vorbeyfuhren. Irrwische tanzten auf den Aeckern hin und her. Seht ihr dort den Geist, sagte unser Kutscher mit zitternder Stimme? Wir lachten ihn aus, mein Vater und ich. Denn Gottlob, was man von den albernen Mährchen von Gespenstererscheinungen halten solle, weiß ich längst. Aber der Kutscher behauptete steif und fest: Es sey Metteli's Geist! Wer war denn Metteli, fragte mein Vater! Ein reicher Junker im Schloße zu Pfyn, antwortete der Kutscher, dem unsere Furchtlosigkeit wieder Muth gemacht hatte — Gold hatte er wie Heu, und so viele Schlößer, als Monate im Jahr sind. Aber er lebte, wie der reiche Mann im Evangelium,

herrlich und in Freuden; wenn er baute, so ließ er den Kalch mit Wein anmachen, fütterte seine Hunde mit weißen Semmeln, und ließ arme Leute, die um Allmosen baten, hinwegpeitschen! Aber der Krug, sagt man, geht solange zum Brunnen, bis er bricht, und es ist keine Quelle so tief, daß man sie nicht auch auspumpen kann! Einige Schlößer des reichen Mannes brannten ab, die andere mußte er verpfänden, und als er sechzig Jahr alt war, hatte er kaum mehr, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Da legte er sich einen Strick um den Hals und erdroßelte sich, und seine ehemalige Unterthanen schleppten ihn im Triumph in's Wäldchen hier und scharrten ihn ein, wie einen todten Hund! . . . .

Die gewöhnliche Folge der Verschwendung, sagte mein Vater, und drückte mir die Hand! Denn, lieber Rudolf . . . auch ich hatte einst einen Hang zum Leichtsinn, zur Verschwendung. Aber der väterliche Handdruck, den ich bey dieser Gelegenheit erhielt, soll mir unvergeßlich seyn! gewis, unvergeßlich!

Am folgenden Tag kamen wir nach Konstanz! O was für eine reizende Lage hat diese Stadt . .

Ich sprach eben mit meinem Vater von den Schicksalen derselben, wie sie vor einigen hundert Jahren noch eine der berühmtesten Städte war und jezt kaum 4000 Einwohner habe, als ein fürchterliches Geschrey uns störte .... Jesus Maria! Er ist ertrunken! Der arme Franz. Eine Menge Menschen eilte dem Rhein zu. Wir stiegen aus, giengen nach, und im nämlichen Augenblick zog man einen Knaben von zehen bis zwölf Jahren todt aus dem Waßer. Er war die Hoffnung und der Stolz seiner Aeltern gewesen, ein gutes, wackeres, fleißiges, lernbegieriges Kind, aber ein wenig unvorsichtig dabey. Am Nachmittag des nämlichen Tages hatte er, gegen die wiederholte Warnung der Nachbarn, in einen kleinen Nachen sich gesezt, auf welchem er sich so lange hin und her wiegte, bis er hinausstürzte und ertrank! Wie seine Aeltern weinten und jammerten und die Hände rangen! Ich weinte mit! O Gott, dacht ich, wie viel Unglück kann aus Unvorsichtigkeit entspringen. Lieber Rudolf, wir wollen nach allen unseren Kräften uns bemühen, nie in diesen Fehler zu fallen, deßen Folgen so schröcklich seyn können!

Am folgenden Tag begrub man den unglücklichen Kleinen. Ich sah ihn in die Erde legen. Mein Vater wollte es so haben, daß der Eindruck tiefer werde und bleibender, wie er sagte.

Die Geschichte hat mich selbst jezt, da ich sie dir erzähle, wieder so wehmüthig gemacht, daß ich aufhören muß, zu schreiben. Lebe wohl, Rudolf, laß uns gut und sittsam und eingezogen und vorsichtig seyn, daß es uns wohlgehe auf Gottes schöner Erde!

Zürich,

Dein Freund,
Heinrich Meyer.

2.

## Konrad Schmid an seinen abwesenden Bruder.

Wir hatten einen fürchterlichen Schrecken gestern Nachts! Denke, mein Lieber, das Haus unse=

unseres Nachbars, des redlichen Herrn Schönfeld, ist ganz abgebrannt. Nur einige Mauern stehen noch. O was das für eine Flamme war! Der Himmel war blutroth. Mein Herz klopfte, ich weinte. Denn Alles, Alles hat der gute, unglückliche Mann verlohren und durch weßen Schuld? O Bruder, durch die Naschhaftigkeit seiner Kinder. Gestern Abends wollten sie heimlich Kastanien rösten. Sie nahmen aus der Küche glühende Kohlen, trugen sie in ein entferntes Zimmer, wohin man selten kam, und eben hatten sie die Kastanien über das Feuer gesezt, als ihr Vater ihnen rief. Sie ließen Alles liegen und stehen, eilten davon, aßen bald darauf zu Nacht, giengen zu Bette, und dachten nicht mehr an die Kohlen! Ohne Zweifel hatte das Feuer zuerst die Fenstervorhänge, hinter welchen die Mädchen das Kohlenbecken verbergen wollten, und dann die Tapeten und das Gehölze ergriffen. Kurz, Nachts um zwölf Uhr, als Alles im tiefsten Schlafe war, ertönte die fürchterliche Sturmglocke, man rief: Feuer! durch alle Gaßen, und ehe dreyßig Personen zum Löschen da waren, stand das ganze Haus in Flammen. Man konnte nichts, nichts mehr retten. Die kleinen Mädchen, deren Naschhaf-



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

tigkeit und Unvorsichtigkeit an all diesem Unglück Schuld war, flüchteten sich im bloßen Nachtkleide und Herr Schönfeld selbst verlohr beynahe das Leben! Schon hatte die Flamme sein Haar und sein Hemde ergriffen. Er war sinnlos beynahe, als ein redlicher Bedienter die Treppe hinauflog, den grösten Schaz, seinen Herrn auf die Schulter nahm, und ihn, mit Gefahr seines eigenen Lebens, durch die Flammen trug. O Gott, kann man vorsichtig genug seyn mit dem Feuer, das in wenigen Minuten den begüterteſten Mann zur Dürftigkeit herabstürzen kann! Und was wird nun aus den unglücklichen Mädchen werden? Zwar jammern sie fürchterlich, ihre Augen sind aufgeschwollen von Weinen; Sie bitten alle Menschen um Verzeyhung, und sind mehr todt, als lebend. Aber was hilft dieses? Alles, was ihr redlicher Vater, in dreyßig Jahren erwarb, liegt, durch sie, in der Asche! O wie wenig Zeit bedarf es, gedemüthiget zu werden. Gestern sahen eben diese Mädchen verachtend auf andere minder reiche Menschen herab, und heute bedürfen sie der Unterstüzung, der Hülfe derselben! O gewis, nie will ich wieder stolz seyn gegen Andere, nie wieder Geringeren verächtlich begegnen!

In diesem Augenblick sagt man: der alte gute Herr Schönfeld sey gestorben. Also auch Mörderinnen ihres Vaters wurden die Unglücklichen um ihrer Naschhaftigkeit willen!

Lebe wohl, theurer Bruder, und rufe das Mitleiden guter Menschen an für die Armen.

Dein treuer Bruder

Konrad Schmidt.

## 3.

## Katharina Steiner an ihre Freundin, Nettchen Schweizer.

O Nettchen, Nettchen, verstosse mich nicht aus deinem Herzen, wenn ich gleich deiner Freundschaft nicht mehr würdig bin! Ich bin eine Mörderin! Eine Brudermörderin! Aus Unvorsichtigkeit zwar, nicht aus Absicht... aber, Gott im Himmel, er ist todt, mein Wilhelm, und ich, ich mordete ihn! Gestern, o daß es nur ein Traum gewesen wäre, gestern

spielten wir mit einander, so freudig, so lustig! Wir sprangen lang umher im Garten, jagten einander, und als wir müde waren, sezten wir uns unter einen Apfelbaum. Am Rücken desselben war eine Flinte angelehnt. Nach einer kleinen Weile stand mein Bruder auf, wollte die Flinte auf die Schulter nehmen, und exerziren. Aber sie war zu schwer und drückte ihn schier zu Boden. Wie ungeschickt, sagte ich, stand auf, und nahm die Flinte. Ich bin nur ein Mädchen, aber exerziren will ich, troz einem Offizier. Wilhelm lachte . . . Aber o Gott, es war sein leztes Lächeln, seine lezte heitere Mine! Ich fieng an: Achtung! Gewehr auf die Schulter! Schlagt an! Feuer! Und Jesus! Jesus! Das Gewehr gieng los und . . . mein Bruder stürzte todt zur Erde. Wie mir war, wie mir ist, kann ich nicht sagen! Auch nicht, was ich im ersten Schrecken that! Erst nach einer Stunde kam ich wieder zu mir selbst, und da sah' ich, wie meine Aeltern und Geschwister und Verwandte um die Leiche standen, heulten und wehklagten und vor Betrübniß sich nicht zu fassen wußten. Brudermörderin nannte man mich, schlug mich in's Antliz . . . Ich gieng hinaus, fiel nieder auf die Knie und be=

tete: daß Gott mich auch tödten, oder meinen Bruder wieder lebend machen mögte ..... Und jezt .., o wo ich hingehe, steht mein Wilhelm vor mir, das Blut rollt über sein Angesicht herab, Gehirn klebt an seiner Stirne.. O barmherziger Gott! Ich kann nimmer leben.

## Nachschrift von der Hand des Vaters.

Ich sah diesen Brief auf dem Tische meiner unglücklichen Tochter liegen, die seit einigen Stunden von einem heftigen Fieber überfallen ward, das auch ihr vielleicht den Tod droht! O welches Unglück brachte Unvorsichtigkeit und Ungehorsam über mein Haus! So oft verbot ich auf's strengste meinen Kindern: kein Gewehr anzurühren, erzählte ihnen tausendmal die fürchterlichsten Unglücksfälle, welche durch Unvorsichtigkeit mit diesen gefährlichen Werkzeugen geschehen seyen und — doch konnt' ich den Jammer nicht verhüten, der mich in's Grab stürzen wird. Mein Bruder, der eben als er von der Jagd zurückkam, die Flinte an den Baum gelehnt hatte, verzweifelt beynahe. Morgen werden wir unsern Wilhelm begra-

ben. Mögte, o mögte nach ihm kein Sterblicher mehr das Opfer solcher Unvorsichtigkeit, eines solchen Ungehorsams werden!

Samuel Steiner.

## 4.

## Kaspar Wild an seinen ehemaligen Lehrer Herrn Fischer.

Seit vier Wochen, theuerster Lehrer, lebe ich auf dem Lande bey meinem lieben Onkel, Herrn Pfarrer Wild in Blumenau. Sie kennen doch seine Kinder, den wackeren Adolf, den man allen jungen Leuten als Muster preißt, und den guten Theodor, der keinen andern Fehler hat, als daß er ein wenig furchtsam ist. Adolf und ich schlafen in einem Zimmer im oberen Stockwerk, und gerade unter uns schläft Theodor. Kaum waren wir gestern Nachts eine halbe Stunde im Bette, als wir unten ein grosses Geräusche hörten. Vielleicht Diebe? Auf Kaspar, rief Adolf und im Augenblick hörten wir den guten Theodor heftig schreyen! Schnell standen wir

auf, ich zündete ein Licht an, Adolf ergriff einen alten Dragonersäbel, der vielleicht seit zehen Jahren schon ungebraucht an der Wand hieng, und nun giengen wir gerade auf Theodors Zimmer zu, Adolf keck und frisch, ich aber nicht ganz furchtlos. Wir öffneten die Thüre ... aber statt Räubern sahen wir den guten Theodor unter einem Tische, der über ihn her gestürzt war, zwischen Büchern, Landcharten und Papieren begraben. Wir hoben ihn auf. Sein Angesicht war todtblaß. Alle seine Glieder zitterten.

Um Gottes Willen, was ist dir begegnet, Theodor, fragte Adolf?

Theodor. Ach ... ach ... ich weiß es selbst nicht! Ich hab einen fürchterlichen Schrecken gehabt.

Adolf. Aber wie kamst du unter den Tisch?

Theodor. Laß mich nur einen Augenblick ruhig, daß ich Athem schöpfen kann! Ich will dir dann Alles erzählen.

Adolf. Hast du Jemand gesehen? Sind's Diebe?

Theodor. Nein, ich glaub' es nicht!

Adolf. Aber warum schriest du so gewaltig?

Theodor. O an meiner Stelle würdest du es auch gethan haben. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Bette kam. Ein Geist warf mich heraus!

Adolf. Du hast den Verstand verlohren, Bruder.

Theodor. Und ich sage dir, ein Gespenst spuckt im Zimmer hier. Du scherzest zur Unzeit.

Adolf. Gut, gut! So erzähle nun dein Abentheuer! Oder deinen — Traum!

Theodor. Ach ich wachte ja — so hell, als du und Kaspar!

Adolf. Laß einmal hören!

Theodor. Nun! Ich hatte mich kaum zu Bette gelegt und mein Licht ausgelöscht, so hörte ich etwas auf dem Gesimse am Fenster hin und her gehen. Ich sah zwischen den Bettvorhängen durch und ... huh! da erblickt' ich in der Ecke dort zwey Feuer=Flammen, die bald grösser, bald kleiner wurden. Ich wagte es kaum zu athmen. Aber auf einmal löschten die Lichter aus und nun giengs auf und ab im Zimmer und schnaubte, sprang dann gegen die Wände, und mir war es, als hörte ich Ketten rasseln ....

Adolf. Aber warum riefest du nicht?

Theodor. Wie konnt' ich! Es lag mir wie Bley auf dem Herzen. Meine Zunge schien mir gelähmt zu seyn. Einige Augenblicke war alles ruhig. Doch! Auf einmal sah ich beym Mondschein ein langes fürchterliches Gespenst an den Fenstervorhängen stehen, das bald grösser bald kleiner ward. Ich hielt die Hände vor's Angesicht, wollt' es endlich wagen, aufzustehen, aber schnell, wie ein Bliz, fuhr das Ge-

spenst auf mich los. Ich stürzte an den Tisch hin, warf ihn um, er fiel über mich her . . . Aber . . Jesus! Ich hör' es wieder . . .

Adolf. Mir war's auch, als hörte ich etwas. Unter der Kommode dort rasselte es wenigstens. Wahrscheinlich war eine Ratte das fürchterliche Gespenst.

Theodor. Ach! Die Ratten sind nicht weiß, und — das Gespenst war wenigstens so groß, als unser Hofhund!

Adolf. (Spötisch.) Hussah! Hussah! Gespenst! Hervor, zeige dich mit den feurigen Augen und den Ketten am Arm! Ich will dich erlösen!

Nun suchte Adolf mit einem Stock unter der Kommode nach! Da ist der Geist! Rief er hastig aus, ich hab ihn gefunden! Viktoria! und lachte aus vollem Halse. Wer das Gespenst war? O rathen Sie doch, theuerster Lehrer! Rathen Sie! Eine weisse Kaze war's, die durch ein offenes Fenster sich hereingeschlichen und den armen Theodor so geängstet hatte. Ihre

glänzenden Augen schienen ihm Feuerflammen zu seyn, und ihr Spiel mit den Fenstervorhängen schuf ihm ein Riesenbild ... Daß wir herzlich über das sonderbare Abentheuer lachten und uns nach der kleinen Bewegung wieder ruhig zu Bette legten, versteht sich von selbst. O wie danke ich Ihnen, Theuerster, daß Sie frühe schon von dem Glauben an Gespenster und Poltergeister und Hexen, und wie die Undinge heissen, mich befreyten, und mich belehrten, daß Alles dieses nur Hirngespinste seyen, an die kein vernünftiger Mensch glauben müsse.

Kaspar Wild.

5.

## Wilhelm Sch. an seinen Freund, Gustav Walter in Schafhausen.

Auf, mein Lieber! Mach dich reisefertig! Einen Schlitten vor das Haus, ein schnellfüßiges Pferd, mit Schellengeklingel angespannt

und nach Zürich gefahren, als flögen wir davon. Was schadet's, wenn dir schon die kleinen Pausbacken blau und roth werden vor Kälte, oder Schnee und Duft deine Locken pudert! Du wirst reichlich schadlos gehalten! Ein warmes Zimmer wartet auf dich, und ein Freund, der dich liebt, und dem der höchste Jubeltag seiner Vaterstadt trauriger seyn würde, als ein Leichenbegängniß, wenn er ihn ohne dich feyern müßte. Denn wiße: Am zweyten Januar ist — Bechteltag, ein Tag, der immer so viel werth ist, als eine Kaiserkrönung in Frankfurth, wenn man schon dabey keine ganze Ochsen bratet, und keine Menschen verkrüppelt oder todtdrückt um einen silbernen Pfennig! Aber was der Bechteltag sey? So recht kann ich dir's nicht sagen! Denn unter uns, es giebt hochgelehrte Leute, die nicht wißen, woher der Name komme. Der Name aber thut nichts zur Sache. Er ist, wie mein Vater sagt, ein bloßes Kleid und das Kleid giebt ja dem Mann weder Werth noch Unwerth! Also zur Sache selbst! Am Neujahrstag schon, wenn man bald mit dem Mund blos, bald mit dem Herzen, und zu weilen mit beyden zugleich sich Glück gewünscht hat, fragt

man einander, wo man am andern Tag zusammenkommen und froh und munter seyn wolle, wie die Vögel unterm Himmel, und mancher Knabe, manches Mädchen schläft kaum die Hälfte der Nacht durch, um recht frühe auf zu seyn! Der herrliche, freudige Tag erscheint endlich. Gepuzt wie die Docken, im höchsten Staat ziehen jezt die Kinder der Bürger, Knaben und Mädchen, zu Fuße, in Schlitten, in kleinen Wagen oder auch noch zu Zeiten auf den Armen der Mägde oder der Knechte von einer Zunft zu der andern, von einem öffentlichen Gesellschaftshaus zum Andern. Sie bringen dann eine kleine Abgabe von wenigen Schillingen, die man Stubenhizen nennt. Aber was sie dafür erhalten, ist dreymal mehr werth! Da ist für Alles gesorgt, für's Aug, für den Verstand, für das Herz, den lieben Magen mit eingeschlossen! Eine Zunft giebt Zuckerbrod und Leckerbißen, die andere einen schönen Kupferstich aus der vaterländischen Geschichte mit einem unterhaltenden Text begleitet, oder ein Schweizerlied mit Musik, oder ein herziges Kinderlied, oder die Beschreibung eines Festes, kurz, über hunderterley Gegengenstände kannst du etwas Angenehmes lesen.

sehen oder hören! Da siehst du kein trauriges Gesicht. Die Armen wurden vorher in den Feyertagen durch Wohlthaten erquickt, und auch sie freuen sich mit den Andern, oder vergeßen wenigstens ihren Gram im Getümmel. Alles, Groß und Klein, Bürger und Fremde strömt jezt in der Stadt umher. Die Zeughäuser, die Bibliothek, die Musiksäle sind offen. Ueberall kann man sehen und hören, bewundern und sich unterrichten! Kömmt man in die Zeughäuser, und sieht da die Waffen und Rüstungen der tapferen Alten, so ist es sehr natürlich, daß man auch daran denken muß, wie viel Mühe, wie viel Arbeit, wie viel Blut sie aufopferten, um sich Freyheit, und ihren Nachkommen Ruhe zu erkämpfen! O es thut so wohl, von ihren Thaten, ihrer Redlichkeit, ihrer Treue zu lesen, und davon stellen uns die Neujahrsgeschenke aus der Bibliothek, der Chorherrengesellschaft ꝛc. so herrliche Beyspiele dar! Gegen Mittag endigt sich das Getümmel mit einer wackern festlichen Malzeit. Nachmittags aber beginnen neue Auftritte. Man geht, reitet oder fährt auf's Land; die Kinder versammeln sich, gleich den Großen, in Gesellschaften! Man spielt um Pfänder, tanzt, springt, ißt und

trinkt, scherzt und lacht! Auf einigen Zünften sind Malzeiten; aus allen öffentlichen Häusern ertönt Jubel und Gesang froher Menschen! Kurz, es ist ein Tag, den du selber mitfeyern must. Beschreiben kann ich dir ihn nicht. So beginnen wir mit Freuden das Jahr, aber auch dieser Freudentag wird uns, wie du schon hörtest, zur Lehre und zum Unterricht!

Aber noch einen Grund mehr muß ich dir sagen, warum ich dich zu sehen wünschte. Den zweyten Januar feyre ich meinen vierzehenten Geburtstag! Dann will ich von der Kindheit Abschied nehmen, und du, mein Theurer, ferner Freund, sollst beym Valetschmauß seyn.

Zürich, am 24 Dezember
1789.

Wilhelm Sch.

# VI.

# Grösse und Bevölkerung Helvetiens.

Durchaus nach Fäsi.

## A. Die XIII Kantone.

1) Der Kanton Zürich hat 42 1/2 Quadratmeilen im Umfang. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar, der Wein in einigen Gegenden vortreflich, in andern aber sehr gering. Nur zwey Drittel des Volkes nähren sich vom Feldbau, die übrigen leben von den Fabricken. Baumwollentücher und Seidenzeuge, Indienne und Krepons werden vorzüglich fabrizirt. Nur in den Pfarreyen Egg, Grüningen, Küßnach Mönchaltorf, und zum Kreuz ꝛc. stehen 2016 Webstühle für Seiden und Baumwolle. Der ganze Kanton zählt 156,000 Einwohner. Die Hauptstadt Zürich hat 1189 Häuser, in welchen 10,559 Personen wohnen, worunter 1689

Burgerfamilen sind — Zu einem einfachen Kriegsauszug giebt Zürich einen Feldherrn und 1400 Krieger. Der Kanton ist Reformirt.

2) Der Kanton Bern macht beynahe den vierten Theil der ganzen Eydgenoßenschaft aus. Seine Länge von Morgen gegen Abend erstreckt sich auf 26, seine Breite von Mittag gegen Mitternacht aber auf 22 deutsche Meilen. Er ist sehr fruchtbar, hat vortreflichen Weinwachs, vorzüglich in der Waat; Ackerbau und Viehzucht blühen, minder aber die Fabriken. Uebrigens ist er sehr bevölkert, zählt außer der Hauptstadt 38 größere und kleinere Städte und gegen 1300 Flecken und Dörfer, in welchen ungefähr 300,000 Menschen wohnen. Zu einem einfachen Kriegsauszug giebt Bern 2000 Mann. Der Kanton ist reformiert.

3) Der Kanton Lucern erstreckt sich in der Länge und Breite auf 11 Schweizerstunden. Er ist reich an Viehzucht, Ackerbau und Holzungen, hat aber sehr geringen Weinwachs, und beynahe keine Fabriken. Nur die Unterthanen, welche an das Berner Gebiet gränzen, treiben einigen Handel mit baumwollenen und leinenen

Tüchern. Der Kanton, welcher ganz katholisch ist, zählt ungefähr 100,000 Einwohner, stellt zu einem einfachen Kriegsauszug 1200 Mann und einen General, die Hauptstadt aber hat nicht mehr als 500 Bürger.

4) Der Kanton Uri, deßen Gebürge beynahe die höchsten in der Eydgenossenschaft sind, hat in der grösten Länge 24, in der grösten Breite aber 12 Stunden. Er hat keine Fabriken und Gewerbe, keinen Weinwachs, nicht hinreichendes Getrayde, aber eine desto beträchtlichere Viehzucht, welche den Reichthum des Volkes ausmacht und große Summen fremden Geldes in's Land bringt. Die drey Theile des Kantons, welcher ganz katholisch ist, nämlich das eigentliche Urner Land, das Urseren Thal und das Livener Thal werden von 30,000 grösstentheils starken gesunden Menschen bewohnt, welche unter allen Schweizern am meisten auf ihrer Freyheit halten. Zu einem einfachen Kriegsauszug giebt Uri 400 Mann.

5) Der sehr gebürgigte Kanton Schweiz erstreckt sich in der Breite von Mittag gegen Mitternacht auf 12, in der Länge von Abend ge-

gen Morgen aber auf 8 Stunden. Der Boden ist fruchtbar, doch wird nicht viel Getraide, aber mehr Wein gebaut. Der Hauptnahrungszweig ist indeßen die Vieh- und Pferdezucht und der Holzhandel. Der Kanton, welcher ganz katholisch ist, zählt 21000 Bewohner, der Hauptflecken Schweiz aber 150 Häuser. Zum einfachen Kriegsauszug giebt er einen Generalmajor und 600 Mann.

6) Der Kanton Unterwalden beträgt in der Breite und in der Länge ungefähr 9 Stunden. Er besteht gröstentheils aus Waldungen und Waiden; Getraide wird, obgleich der Boden sehr fruchtbar ist, nicht stark gebaut. Der Hauptnahrungszweig ist Viehzucht und der daraus entspringende Handel mit Käsen, Butter rc. Der Kanton ist ganz katholisch, zählt, 400 Hintersäßen (Nichtbürger) dazu gerechnet, 20,000 Einwohner, kerngesunde redliche Leute, und giebt zum einfachen Kriegsauszug einen Generalmajor und 400 Mann. Er wird in Unterwalden ob dem Wald und nid dem Wald (unter dem Wald) abgetheilt. In diesem Kanton liegt die kleine freye Republik Gersau, die kleinste in der Welt, die höchstens 1000 Einwohner zählt.

7) Der Kanton Zug, welcher ganz katholisch ist, beträgt in der Länge von Morgen gegen Abend 5, in der Breite von Mittag gegen Mitternacht aber 3 Stunden. Er ist fruchtbar an Feldfrüchten, hat aber einen unbedeutenden Weinwachs, viele Viehzucht und keine Fabriken. Die Zahl seiner Einwohner, etwa 200 Familien Hintersäßen dazu gerechnet, steigt auf 20,000 Köpfe. Zum einfachen Kriegsauszug giebt er einen Generalmajor und 400 Mann.

8) Der Kanton Glarus, deßen Länge und Breite wegen den Gebürgen nicht genau bestimmt werden kann, hat vortreffliche Viehzucht, aber beynahe gar keinen Ackerbau, gar keinen Weinwachs. Außer der Viehzucht, welche der beträchtlichste Nahrungszweig ist, treibt sie auch noch einen sehr vorzüglichen Handel mit Pferden, Baumwollengespinnsten, Schiefertafeln, Holzgeräthe bis in die entfernteste Gegenden Europas. Der achte Theil des Volkes ist katholisch, der übrige reformirt! Der ganze Kanton zählt ungefähr 15000 Einwohner, und giebt zum einfachen Kriegsauszug einen Generalmajor und 400 Mann.

9) Der Kanton Basel, welcher ganz zur refor-

mirten Kirche sich bekennt, hat in der Länge 8, in der Breite 5 Stunden. Er ist sehr fruchtbar an Getraide und Wein, und in den höheren Gegenden wird vorzüglich Viehzucht, doch nicht so stark getrieben, als sie zum grösseren Nuzen des Laudes getrieben werden könnte. Den grösten Theil der Stadt und der sehr bevölkerten Landschaft beschäftigen Fabriken, und nur die in der Stadt etablirte 20 Bandfabriken allein geben der Landschaft einen jährlichen Verdienst von 400000 fl. Ausser diesem hat Basel noch Fabricken von seidenen Zeugen, Indienne, wollenen Strümpfen, Handschuh, Leinwand und Papier. Dieser Kanton giebt zum einfachen Kriegsauszug einen General der Artillerie und 400 Mann.

10) Der Kanton Freyburg, welcher ganz katholisch ist, hat in der Länge 12 in der Breite aber 8 Stunden. Sein Boden ist sehr fruchtbar, in den ebenen Gegenden für den Ackerbau, in den gebürgigten aber für die Viehzucht vortheilhaft. Fabricken hat der Kanton sehr wenige. Die ganze Volksmenge erstreckt sich auf 72800 Köpfe. Zum einfachen

Kriegsauszu giebt der Kanton einen General der Artillerie und 800 Mann.

11) Der, ganz katholische, Kanton Solothurn hat in der grösten Länge 13 in der grösten Breite 9 Stunden. Er ist sehr fruchtbar an Getreide, nur an Wein nicht, hat vortrefliche Viehzucht, einträgliche Stuttereyen, aber wenig Fabricken. Die Zahl seiner Bewohner steigt auf 45000 Köpfe. Zu einem einfachen Kriegsauszug giebt er einen Generalquartiermeister und 600 Mann.

12) Der Kanton Schafhausen hat in der Länge 5, in der Breite 3 Stunden, einen vortreflichen Weinwachs, guten Getreidebau und ungefähr 30,000 Einwohner, die sich auf dem Lande vom Feld- und Weinbau, in der Stadt aber von Künsten und Handwerkern nähren. Die Fabricken sind nicht sehr beträchtlich. Zu einem einfachen Kriegsauszug giebt er einen Generalquartiermeister und 400 Mann.

13) Der Kanton Appenzell, welcher in Inner- und Ausser-Rhoden eingetheilt wird, hat in der höchsten Länge 10, in der höchsten

Breite aber 7 Stunden. Er ist sehr fruchtbar, hat vortrefliche Viehzucht, unbedeutenden Weinwachs, aber vorzügliche Leinwand- Baumwollen- Flor- und Barchet - Fabricken. Seine Bevölkerung beträgt wenigstens 38000 Seelen. Die Religion ist vermischt, reformirt und katholisch. Zu einem einfachen Kriegsauszug giebt der Kanton einen Grandprofos und 600 Mann.

## B. Die gemeine Herrschaften.

1) Die Landgrafschaft Thurgäu", vermischter Religion, hat in der grösten Länge 10, in der grösten Breite aber 5 deutsche Meilen, 5 Städte und 70 Hauptpfarren. Sie ist ausserordentlich volkreich und fruchtbar. Die Hauptnährungsquellen der thätigen Einwohner, deren Zahl auf 60300 Seelen bestimmt wird, sind: Acker- und Wein-Bau, Viehzucht, Flachs- und Obstpflanzung und Fabricken, unter welchen vorzüglich die Leinwand- Baumwollen- Indienne- und Seiden-

zeug-Fabricken blühen. Die Regierung steht den 8 alten Ständen, Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus zu, und wird durch einen Landvogt verwaltet.

2) Die Grafschaft Rheinthal, vermischter Religion, hat in der grösten Länge acht, in der grösten Breite aber drey Stunden. Ein vortreflicher Weinwachs, guter Feldbau, Leinwand-Baumwollentücher-Fabricken sind die vorzüglichste Nahrungsquellen der Einwohner, deren Zahl auf 12800 Köpfe steigt. Die Regierung steht den schon angezeigten acht alten Ständen und dem Kanton Appenzell zu, welche einen Landvogt dahin sezen.

3) Die Grafschaft Sargans erstreckt sich in die Länge und Breite auf 6 Stunden. Sie hat weniger Ackerbau, als Viehzucht, 12000 Einwohner und wird von einem Landvogt im Namen der Stände Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus regiert. Der gröste Theil der Einwohner bekennt sich zur katholischen Kirche.

4) Die

4) Die Landvogteyen Gaster und Uznach, katholischer Religion, gehören den Kantonen Schweiz und Glarus, von welchen sie durch Landvögte regiert werden. Beyde zusammen zählen ungefähr 12000 Einwohner, die grösstentheils von der Viehzucht sich nähren. Uznach hat überdieses noch Ueberfluß an Holz.

5) Die Stadt und das Gebiete von Rapperschweil steht unter der Schirmherrschaft der Stände Zürich, Bern und Glarus. Die Zahl der Einwohner beträgt 5000 Köpfe. Die Lage ist angenehm und fruchtbar an Getraide, Wein unh Holz.

6) Die Grafschaft Baden, vermischter Religion, hat in der grösten Länge 8, in der grösten Breite 3 Stunden, und 24000 Einwohner, die sich vorzüglich durch Feldbau und Viehzucht nähren. Die Stände Zürich und Bern besizen an dieser Grafschaft sieben Theile, Glarus aber den achten. Sie wird durch Landvögte regiert.

7) Die Obere = und Untere freye Aemter,

welche ganz zu der katholischen Kirche sich bekennen, dehnen in der größesten Länge auf 8, in der größesten Breite auf 6 Stunden sich aus. Die Zahl ihrer Einwohner bestimmt man auf 19800 Menschen, welche vom Wein- und Feldbau sich nähren. Die obere freye Aemter stehen unter der Herrschaft der acht alten Kantone, die untere freye Aemter aber unter der Herrschaft der Kantone Zürich, Bern und Glarus.

8) Die Landvogtey Murten, deren Einwohner vorzüglich vom Wein- und Feldbau sich nähren und zur reformirten Kirche sich bekennen, gehört den Kantonen Bern und Freyburg, so wie die Landvogtey Granson, welche ebenfalls an Wein und Getraide reich ist.

9) die Landvogtey Orbe und Tscherlitz (Echallens) steht ebenfalls unter der Herrschaft dieser Stände. Sie hat Wein- und Feldbau, Viehzucht, und 40,000 Einwohner, welche theils zur reformirten, theils zur katholischen Kirche sich bekennen.

## C. Die gemeine Landvogteyen jenseits des Gotthards.

1) Die Landvogteyen Bollenz, Riviera und Bellenz, ganz der katholischen Kirche zugethan, an den Gränzen gegen Italien gehören den Kantonen Uri, Schweiz und Unterwalden nid (unter) dem Wald. Sie nähren sich gröstentheils von der Viehzucht.

2) Die Landvogtey Lauis (Lugano) hat in der grössesten Länge 8, in der grössesten Breite 5 Stunden. Viehzucht, Marmorbrüche und Seiden- und Acker- und Weinbau sind die vorzüglichsten Nahrungsquellen der Einwohner, deren Zahl auf 53,000 Seelen berechnet wird. Sie bekennt sich ganz zur katholischen Kirche und gehört, wie die folgenden Landvogteyen, sämmtlichen Kantonen, Appenzell ausgenommen.

3) Die Landvogtey Mendris zählt 15,500

Einwohner und ist sehr fruchtbar an Getraide und Wein.

4) Die Landvogtey Luggarus (Locarno) welche 30,800 Einwohner zählt, hat nach der Verschiedenheit der Gegenden, vortrefliche Viehzucht, Wein- und Feldbau.

5) Die Landvogtey Meynthal (Val Maggia) zählt 24,000 Einwohner, die gröstentheils von der Viehzucht sich nähren, oder im Som- nach Italien auswandern, um dort auf jede mögliche Weise sich etwas zu erwerbeu.

## D. Die zugewandte Stände.

1) Die gefürstete Abtey St. Gallen zerfällt in die alte Landschaft der Abtey und in die Grafschaft Toggenburg oder die neue Landschaft.

a) Die alte Landschaft erstreckt sich in die Länge auf 9 in die Breite auf 5 Stunden. Sie ist sehr fruchtbar an Getraide und Obst,

hat gegen dem Bodensee zu einigen Weinwachs, indessen beschäftiget die Baumwollenspinnerey zum Nachtheil des Feldbaus einen grossen Theil der Einwohner, deren Zahl auf 44,900 Seelen gesezt wird.

b) Die Grafschaft Toggenburg beträgt in der Länge 12, in der höchsten Breite 5 Stunden. In dem oberen Theil derselben ist die Viehzucht die vorzüglichste Nahrungsquelle der Einwohner, im unteren Theil aber der Ackerbau und Baumwollen- und Leinwand-Spinnereyen und Fabricken. Sie hat 46,700 Einwohner, vermischter Religion. Der Fürstabt läßt sie durch einen Landvogt regieren.

2) Die Stadt St. Gallen, reformirter Religion, zählt 8350 Einwohner und hat vortrefliche Fabricken in Leinwand, Musseline, allen Arten Baumwollentücher rc. rc.

3) Die kleine, in einer fruchtbaren Gegend liegende Stadt Biel hat einige Handlung und mit ihrem Gebiete, 5500 Einwohner, die zur reformirten Kirche sich bekennen.

4) Das gesammte Bündtnerland (Graubündten) hat in der grösten Breite 18, in der grösten Länge 16 geographische Meilen. Es besteht gröstentheils aus hohen Bergen, Alpen und Gletschern. Die Einwohner, deren ungefähre Zahl auf 250,000 Seelen gesezt wird, treiben Viehzucht, Acker- und Weinbau. Auch existiren im Lande mehrere Fabricken. Die Religion ist vermischt.

5) Die Republick Wallis, welche ganz zur katholischen Kirche sich bekennt, erstreckt sich in der Länge auf 20, in der Breite auf 10 deutsche Meilen. Dieses Land ist beynahe der wärmste und fruchtbarste Theil Helvetiens. Es hat vortreflichen Weinwachs, vortreflichen Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel. Die Volksmenge wird auf 90,000 Menschen gesezt.

6) Die Republick Genf hat mit ihrer starkbevölkerten Landschaft 40,000 Einwohner, die durch Industrie, Fabricken, Manufackturen und Gewerbe sich in einem blühenden Zustand befinden.

7) Das Fürstenthum Neuenburg (Neufchatel) mit der Grafschaft Vallengin beträgt in der grösten Länge 12, in der grösten Breite 5 Stunden, hat 3 Städte, 1 Flecken, 64 Dorfschaften, und 34,000 Einwohner, die sich grösten theils zun reformirten Kirche bekennen, und zum Theil mit Acker- und Weinbau und der Viehzucht, grösten theils aber mit Künsten und Fabricken und Handelschaft, vorzüglich Uhrmacherey sich beschäftigten. Der König von Preussen ist der, sehr beschränkte, Fürst dieser Länder, die er durch einen Gouvernör regieren läßt.

8) Das Bistum Basel, dessen Bischof ein Fürst des deutschen Reiches ist, erstreckt sich nach seinem weltlichen Gebiete in der Länge auf 24 in der grösten Breite auf 16 Stunden. Es enthält 6 Städte, 35 (zum Theil zerstörte) Schlösser und 170 Markflecken, Weiler und Dörfer. Die Einwohner, welche theils zur katholischen, theils zur reformirten Kirche sich bekennen, beschäftigen sich mit Acker- und Weinbau, Viehzucht, Spizmachen, Leinwand- und Baumwollenweberey und der Uhrmacherey.

9) Die Stadt Mülhausen im Sundgau enthält mit ihrem kleinen Gebiete 7500 Einwohner, die vom Wein- und Ackerbau, Fabricken und Handlung leben.

# VII.

## Vermischte Denksprüche.

Aus dem Französischen.

### I.

Die Tugend ist eine Tochter des Himmels. Wohl dem der als Kind schon sie liebt. Ruhig wird er seine Jugend, heiter seine Männerjahre und ohne Gewißensbiße sein Greisenalter durchleben.

### 2.

Die Ausübung der Tugend wird ihrem eifrigsten Verehrer Anfangs schwehr. Aber o wie liebenswürdig erscheint sie, wenn wir einmahl näher mit ihr bekannt sind.

3.

Weisheit ohne Tugend ist Thorheit, und Tugend ohne Weisheit ist Schwäche.

4.

Gesunder Menschenverstand, Wißenschaften und Weisheit machen uns überall und in jeder Gesellschaft angenehm und liebenswürdig.

5.

Wer nur für sich selbst lebt, der ist nicht würdig zu leben. Deinen Freunden, deinen Verwandten, deinem Vaterland, dir selbst bist du Rechenschaft schuldig von deiner Zeit; zu ihrem Wohl, zu ihrer Ehre sollst du sie anwenden.

6.

Es ist zu spät, im Alter erst bereuen, daß man in der Jugend, sich zu unterrichten, versäumte.

7.

Die Welt ist ein Meer, dieses Leben eine Reise, Tugend ist die Wegzehrung; sie bleibt uns immer, selbst wenn der Nachen in dem empörten Meere scheitert.

8.

Wer über andere durch Geburt erhaben ist, der sey es auch durch Kenntniße und Weisheit.

9.

Der Geist des Trägen gleicht einem ungebauten Acker. Er trägt nichts, als Dornen und Disteln.

10.

Reize zu besizen, zu gefallen, ist eine Kleinigkeit. Wie ein Dunstbild verschwindet die Schönheit, wenn Tugend nicht an ihrer Seite geht.

11.

Der ist glücklich, der, um klug zu werden, durch den Schaden Anderer sich warnen läßt.

12.

Verschiebe nicht auf Morgen, was du heute thun kannst.

13.

Es hängt nicht von uns ab, glücklich zu seyn, aber von uns hängt es ab, es zu verdienen.

14.

Wer da will, daß man Gutes von ihm rede, der hüte sich, Böses zu reden von Andern.

15.

Es ist nicht genug, daß man seinen Freunden diene, man muß es auch mit Vergnügen thun.

16.

Seze dich immer an die Stelle deßen, den du beleidigen willst und gewis, du wirst dich hüten, ihm wehe zu thun.

17.

In der Dankbarkeit kann man nie zu weit gehen. Undankbarkeit ist das Kennzeichen einer niedrigen Seele oder einer schlechten Erziehung.

18.

In welchem Stande du auch dich befindest, so zeige immer mehr durch deine Handlungen, als durch Worte, wer und was du seyest.

19.

Der beßte Freund ist der, der uns Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster einflößt.

20.

Sey gegen Jederman gefällig, gegen Wenige vertraulich, und ganz offenherzig nur gegen deine innigsten Freunde.

21.

Wer seine Freunde im Glück miskennt, der ist nicht würdig, daß er einen Freund finde im Unglück.

22.

Wer ein Geschäfte ohne Ueberlegung beginnt, der wundere sich nicht, wenn es ohne Glück sich endet; und wer etwas unternimmt, das über seine Kräfte geht, der wundere wieder sich nicht, wenn seine Hoffnungen unerfüllt bleiben.

23.

Wem Arbeit zu mühsam ist, dem ist Erfüllung seiner Pflichten Strafe.

24.

Wenn du mit neidischem Auge das Glück Anderer betrachtest, so bist du unwürdig, zu besizen, was du hast.

25.

Ueberlege einmal, ehe du redest, aber zehen mal, ehe du versprichst.

26.

Rede nie von Dingen, die du nicht verstehst; sage nie, was du nicht genau weissest, und prale nie mit deinem Verstande. Im ersten Falle wirst du verspottet, im zweyten gerne zum Lügner und im dritten Fall — wird man über dich lachen.

27.

Schreibe die Gefälligkeiten, die du andern erweisest, in den Sand, aber ins Herz die, welche man dir erweist.

28.

Wer gerne hört, was der Weise spricht, der wird selbst weise werden, aber wer auf die Reden des Thoren horcht, wird selbst ein Thor.

29.

Ein guter Rath, den wir einmahl verschmähen, läßt oft Reue für ein ganzes Leben in uns zurück.

30.

Die Tugend ist so ehrwürdig, daß selbst das Laster vor ihr zittern und sie hochachten muß.

31.

Wer seinen Freunden nur halb dienet, dienet ihnen gar nicht; aber sich selbst eines Vergnügens berauben, um ihnen gefällig zu seyn, dieß ist Freundschaft.

32.

Nichts zeigt eine häßlichere Seele an, als die Freude über Anderer Unglück.

33.

Eigenliebe ist die gefährlichste Schmeichlerin.

34.

Es braucht weit mehr Stärke der Seele, Glück zu ertragen, als Unglück.

35.

Man verachtet weniger die Lasterhaften, als diejenigen, welche auch nicht eine Tugend besizen.

36.

Eigensinn ist eine Folge der Schwäche des Geistes, der Unwissenheit und der Eitelkeit.

37.

Ein Kluger betrachtet erst den Erfolg, eh' er etwas unternimmt.

38.

Hüte dich vor jenen, deren Worte nicht mit ihren Werken übereinstimmen.

39.

Entbehre gerne, was du nicht hast, nicht leicht erhalten kannst. Dieß wird dich stets vor Neid bewahren.

40.

Zufriedenheit macht glücklicher, als Reichthum.

41.

Der Stolz raubt uns das Glück, uns selbst kennen zu lernen, und es ist sicher, daß er immer, früher oder später, unser Unglück befördert.

42.

Prüfe dich selbst. Der ist kein guter Mensch, der nicht in sein Inneres blicken darf.

43.

Tugend und Weisheit sind Schäze, die keine Zeit, kein Unfall uns raubt. Sie begleiten uns in jedem Schicksal und unsere treuesten Freunde sind sie.

44.

Arbeite mit Eifer, mit Anstrengung aller deiner Kräfte, unermüdet, und du wirst, vielleicht spät erst, aber immer gewis, reiche Garben deiner Aussaat ärndten.

45.

Viel reden ist nicht ein Kennzeichen grossen Verstandes. Der Weise horcht immer und spricht selten.

46.

Alles kannst du wieder erhalten, nur verlohrene Zeit und verlohrene Unschuld nicht.

47.

Unser Leben ist kurz, aber wir verlängern es durch weisen Gebrauch der Zeit.

48.

Ein niederträchtiger Mensch hat keinen grösseren Feind, als sich selbst.

49.

Etwas mit Ordnung beginnen, heißt schon, eine glückliche Vollendung sicher seyn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schellenberg, Johann Rudolf, 1740-1806

Goldener Spiegel zum Nuzen und Vergnügen für Kinder und Kinderfreunde auf das Jahr 1791

Zofingen [1790]

Paed.pr. 4416 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020398-5